

**(KEINE) PLATTEN GESCHICHTEN**

**ROHNSTOCK BIOGRAFIEN**

Marzahn erzählt

## **(KEINE) PLATTEN GESCHICHTEN**

Herausgegeben von Katrin Rohnstock

Aufgeschrieben

und bearbeitet von

Dietmar Bender, Frank Nussbücker,

Sabine Schulz, Stefan Strehler

und Bert Thinius

mit einem Nachwort von Prof. Harry Nick

Wir danken allen Erzählern  
für ihr Vertrauen und ihre Offenheit.

© Rohnstock Biografien, Berlin 2004  
Tél. 0 30 / 42 85 22 55  
Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise,  
nur mit Genehmigung des Herausgebers.

Satz: Alexandra Rudolph  
Titellayout: Hanka Polkehrn  
Fotos: privat (wenn nicht anders angegeben)  
Druck: Druckhaus Berlin-Mitte GmbH

## Inhalt

Wie der Dachdecker Werner Schmidt Sieger beim Marzahner Erzählfest wurde	9
Torsten Preußing Fluchtversuch nach Brandenburg	17
Gerd Cyske Mit der Bummi-Bahn in den Kindergarten	25
Elisabeth Albrecht Balkonblick nach zwanzig Jahren	33
Christian Domnitz Jetzt packen wir hier alles zusammen	41
Günter Peters »Die Arbeiterklasse zieht nicht aufs Dorf!«	45
Jürgen Hinze Das grüne Ungeheuer	52
Heidi Elgt Strickmode für Dagmar Frederic	59
Detlef Habrom Orangen gegrillt, Cordhose gewässert, Brand erfolgreich bekämpft	64

Christine Hannemann Die »Platte« – Wohnform einer DDR-Generation	69	Petra Wermke Städtepartnerschaft von unten	140
Gabriele Franik »Was heißt hier Gemini?«	77	Johann Keib Die alten Schachteln und ihr Karton	145
Gerhard Lange Vier Mann, vier Ecken	83	Heiko Vöge Aus der »Platte West« in die »Platte Ost« – ein Bremer in Marzahn	151
Mogens Pittack Wild-West in der Ost-Schule	87	Christa Junge Der fränkische Ottmar	155
Stefan Welke Der Ministerbesuch	92	Heinrich Niemann Was in einem Reiseführer stehen sollte	159
Tamara Hentschel Aufruhr im Wohnheim	96	Nachwort	165
Werner Schmidt Plötzlich konnte ich beten	106	Die Erzähler	169
Helga Müller Es ist so einfach!	113	Die Autoren	179
Marlitt Köhnke Wie ich Charlotte von Mahlsdorf kennen lernte	120	Von Morczane zum Berliner Bezirk Marzahn-Hellersdorf	182
Ingolf Göbel Der Hahn kräht nun zwischen den Neubauten	124	Glossar	186
Michael Klein Erinnern an das Vergessen	130		
Charlotte Knochenhauer Hier holt man mich nur mit der Kiste raus	135		

## **Wie der Dachdecker Werner Schmidt Sieger beim Marzahner Erzählfest wurde**

»Wollen wir auf meinem KulturGut ein Erzählfest veranstalten?«, fragte mich die frisch gebackene Leiterin Marion Münzner im Mai dieses Jahres. »Geschichten zu erzählen, das spricht die Marzahner bestimmt an.«

Ich war begeistert von dieser Idee. Schon als ich das Gut zum ersten Mal sah, dachte ich: Was für ein Ort. Hier muss man Feste feiern! Hier gibt es Platz zum Tanzen und Musizieren, zum Philosophieren und Erzählen. Auf dem Hof, im Saal und in der Wirtsstube. Was für ein Privileg, dachte ich außerdem. Zwar hat unser Büro sein Domizil in einer schönen Altbauwohnung in Prenzlauer Berg, doch für sieben Mitarbeiter wird es langsam eng. Und immer wenn Besucher zum Plaudern kommen, werden die Kollegen bei ihrer Arbeit an den Büchern gestört.

Die Marzahner haben diesen feinen Hof! Was kann man damit tun!

So beginnt die Geschichte vom ersten Marzahner Erzählfest. Doch wie bei jeder Geschichte gibt es auch hier eine Vorgeschichte.

Marion Münzner erlebte mehrfach den Erzähl-Salon in unserem Büro in der Prenzlauer Allee, zu dem Jung und Alt jeden zweiten oder dritten Samstag im Monat geladen sind. Als das Thema »Mein erster Schultag«

auf der Einladung stand, erzählte sie selbst eine wunderbare Geschichte um das Kleid, das sie zur Einschulung trug.

Im April fuhren wir gemeinsam nach Hamburg, zu den alljährlich von den *Hamburgischen Electricitäts-Werken* ausgerichteten Lesetagen. Eine Woche lang lesen dort Literaten von internationalem Rang. Mich hatte Barbara Heine, die Organisatorin, eingeladen, einen »Erzähl-Salon« auszurichten. Im *Hemingway* in Blankenese. Das war mutig, denn die hohe Literatur und das Geschichtenerzählen – das passt auf den ersten Blick nicht zusammen. Thematisieren wollte Frau Heine etwas, das vielen Menschen heutzutage unter den Nägeln brennt: Misserfolge. »Erfolgreiche Menschen erzählen von ihren Niederlagen und wie es wieder aufwärts ging«, nannten wir den Salon.

Das Thema interessierte so viele Menschen, dass die Eintrittskarten im Vorverkauf schnell abgesetzt waren. Am Abend bildete sich vor dem *Hemingway* eine Schlange, bis das letzte Eckchen im gemütlichen Raum ausgefüllt war. Viele mussten wieder gehen. Das muss man sich vorstellen, bei den angeblich so distanzierten Hanseaten! Man saß förmlich auf dem Schoss des Nachbarn.

Zehn Menschen erzählten, einer nach dem anderen, ohne Papier, ohne Notizen. Geschichten von Erfolgen und Misserfolgen, von Versuch und Scheitern und erneutem Versuch. Über zwei Stunden. Die Gäste lauschten gespannt wie bei einem Krimi. Die Luft brannte. Man hätte eine Stecknadel fallen hören können.

Ich habe durch diese Geschichten etwas begriffen, etwas Wichtiges. Für meinen eigenen Lebensweg. Ich habe begriffen, dass sich *erfolgreiche* von *erfolglosen* Menschen nicht durch die Anzahl ihrer Misserfolge unterscheiden, sondern durch die Fähigkeit, die Misserfolge zu bewältigen, daraus zu lernen und wie ein Stehaufmännchen den nächsten Versuch zu starten. Herr Ruschke, der Gastgeber vom *Hemingway*, dankte mir beim Abschied mit den Worten: »Die Besucher hatten ein Strahlen in den Augen. Das habe ich schon lange nicht mehr erlebt.«

So sollte es auch in Marzahn sein! Kaum hatte mir meine Freundin Marion angetragen, ein Erzählfest im *KulturGut* auszurichten, da überschlug es sich in meinem Kopf. Das ist nicht weiter beunruhigend. Das passiert immer, wenn eine Idee von mir Besitz ergreift. Es ist nur ein bisschen beunruhigend für meine Mitarbeiter, weil ich Pläne schmiede, die an die Grenzen aller Kräfte gehen werden.

Drei Salons mit drei Themen planten wir. Entgegen der allgemeinen Sinnkrise wollten wir wissen, ob man heute noch oder wieder glaubt: »Wie ich meinen Glauben (wieder) fand«. Gegen die allgemeine Letargie wollten wir hören, was Menschen dafür taten, sich einen Traum zu erfüllen: »Wie ein Traum wahr wurde«. Und gegen das Stigma von Marzahn wollten wir Geschichten aus dem Leben im Bezirk hervorlocken – dem früheren wie dem heutigen – Geschichten, die zeigen, was an Marzahn eben Marzahn ist. Die Leiterin des *KulturGuts*, meine Mitarbeiter und

ich wollten uns nun auf den Weg machen, um Geschichten zu finden – wie die Gebrüder Grimm, die vor zweihundert Jahren durch die Dörfer zogen und Geschichten sammelten. So wollten auch wir es tun. Doch ich kannte niemanden im Bezirk, nicht einen einzigen Menschen. Ich ertappte mich bei dem Gedanken: Wer wohnt denn in Marzahn, in der »Platte«? Was gibt es hier außer Straßen und Häusern?

Wann war ich eigentlich das letzte Mal dort? War der Weg vom Prenzlauer Berg dorthin weiter als der nach Gomera?

Je mehr mir diese Entfernung klar wurde, umso stärker reizte es mich, die Distanz zu durchbrechen. Wir suchten Geschichten, die uns selbst Marzahn entdeckten. Wir schrieben Briefe an Junge und Alte, Arbeiter und Professoren, Gewinner und Verlierer. Wir luden sie zum Erzählen ein.

Eines Nachmittags stand Herr Lange in unserem Büro. Nach einem dreiwöchigen Krankenhausaufenthalt hatte er zu Hause unseren Brief gefunden – und war sofort losgefahren. Er beglückwünschte uns zu der Erzählfest-Idee und begann sofort zu erzählen. Er nannte Namen und sagte bei jedem: »Der brennt für Marzahn!«

Schließlich kam der 28. August. Ich schlief schlecht in der Nacht zuvor, denn ich hatte keine Ahnung, wer kommen würde.

Als ich mit meinen Kollegen um 13 Uhr im KulturGut eintraf, saß Herr Hinze ganz allein im gemütlich her-

gerichteten Café, Blumen standen auf den Tischen, frischer Kuchen war geschnitten, Sonnenstrahlen fielen durch die Fenster. Herr Hinze harrte der Ereignisse. Er war aufgeregt, er hatte in den letzten Tagen viele Anrufe bekommen. Die *Berliner Zeitung* hatte vorab, um das Erzählfest anzukündigen, Auszüge aus seiner Geschichte gedruckt. »Ich möchte endlich meine ganze Geschichte erzählen«, begrüßte er mich, sein Sohn wolle nun alles wissen.

Langsam trudelten sie ein, die Erzähler aus Marzahn Nord und West und Ost, aus Biesdorf und aus Kaulsdorf – sogar aus Wilmersdorf und Friedenau kamen Gäste.

In diesem Büchlein finden sich allerdings nur Geschichten von und über Marzahn (genau genommen, über den Großbezirk Marzahn-Hellersdorf). Und die Marzahn-Hellersdorfer erzählten tatsächlich wie die Weltmeister, als ginge es um ihr Leben. So leidenschaftlich, dass sogar Tränen flossen. Und wir verstanden, was Herr Lange gemeint hatte, als er sagte: »Die brennen für Marzahn!«

Drei Stadträte waren gekommen, zwei von ihnen erzählten genau wie die anderen Gäste. Geschichten und nochmals Geschichten – sechs Stunden hintereinander! Keiner verließ den Raum. Ein Wunder – wo heutzutage ein Radiobeitrag kaum länger als drei Minuten dauern darf. Es waren so viele Gäste versammelt, dass gar nicht alle zu Wort kamen an diesem Nachmittag. Und manch einer, der auch gern erzählen wollte, hatte diesen Samstagnachmittag schon anders verplant. Sie alle konnten ihre Geschichte für

diese Anthologie nachtragen – meine Kollegen besuchten sie im Nachhinein.

Alle Geschichten haben wir auf Tonband aufgenommen. Die Beiträge aus dem Salon »Wie ich meinen Glauben fand« hat die Radiojournalistin Susanne Harmsen für ein Hörbuch bearbeitet und zusammengeschnitten. Für diesen Sammelband brachten Sabine Schulz, Dietmar Bender, Frank Nussbücker, Stefan Strehler und Bert Thinius – wie bei ihrer täglichen Arbeit an den Lebensgeschichten – die mündlichen Erzählungen in eine Schriftform, sie bearbeiteten die Texte, schliffen und feilten, so dass man sie auch gerne liest. So entstand dieses Büchlein »Marzahn erzählt: **KEINE (PLATTEN) GESCHICHTEN**«.

Doch wie endet nun die Geschichte vom Erzählfest? Das Hellersdorfer Sinfonieorchester eröffnete das feierliche Finale mit Kammermusik, meine aus Funk und Fernsehen bekannte Freundin Petra Schwarz moderierte den Abend, alles wartete gespannt auf die Auswertung der Juroren aus den einzelnen Erzähl-Salons. Schließlich sollte das Publikum aus den drei besten Geschichten die Siegeregeschichte des ersten Marzahner Erzählfestes küren.

Wer hat gewonnen? Alle Erzähler und alle Zuhörer! Und Werner Schmidt, der Dachdecker, wurde Sieger. Das Publikum gab ihm die meisten Stimmen.

Lesen Sie die Geschichte, wie Werner Schmidt beten lernte, seinen Glauben fand und eine neue Aufgabe in den Reihen der Heilsarmee, in diesem Büchlein auf Seite 106.

Foto: Michael Lennackers

*Marion Münzner und Katrin Rohnstock mit den Gewinnern aus den drei Erzähl-Salons »Traum«, »Glaube« und »Marzahn«: Gisela Bürks, Werner Schmidt und Gerhard Lange (v.l.n.r.)*

P.S. Gedankt sei Marion Münzner, der Leiterin des KulturGutes, der Kulturstadträtin Frau Marlitt Köhnke und Petra Wermke, der BVV-Vorsteherin, Pfarrer Göbel und Dr. Höschel. Dank auch allen, die uns unterstützten, Erzähler zu finden, allen Helfern, die zum Gelingen des Festes beigetragen haben, Claus Mischon von der Alice-Salomon-Fachhochschule als Juror im Glaubens-Salon sowie der Agrarbörse Deutschland Ost e.V., dem jetzigen Betreiber des KulturGutes.

Katrin Rohnstock, November 2004



Torsten Preußing

## **Fluchtversuch nach Brandenburg**

Als ich 1986 zum ersten Mal nach Marzahn-Nord kam, um unsere neue Wohnung zu besichtigen, dachte ich: »Ein Wunder! Nur sechs Wochen hat es gedauert, bis uns die Wohnung zugeteilt wurde.«

Ein Wunder aber auch wieder nicht: Kein Mensch will so weit ab vom Schuss wohnen. Marzahn-Nord wirkte schon damals ein bisschen wie das hässliche Entlein.

Aber wir waren froh, aus unserer Anderthalb-Zimmer-Wohnung in Oberschöneweide herauszukommen. Ein Jahr zuvor hatten meine Frau und ich es nach zehnjährigem Üben geschafft, einen strammen Knaben auf die Welt zu bringen. Zu dritt konnten wir nicht ewig in einem halben Zimmer schlafen.

Kaum waren wir umgezogen, entpuppte sich das hässliche Entlein als weißer Schwan. Wir waren froh über den Komfort, der uns auf einmal umgab. Wir waren jung und verliebt. Die Schwierigkeiten der Gummistiefelzeit nahmen wir gern in Kauf. In den Leitungen der Hausgemeinschaften gab es tüchtige Menschen, die genau wussten, wie man einen Zettel an die Wand bringt: »Morgen kommt die Muttererde. Alle Männer raus und Spaten in die Hand.« Das zeigte Wirkung. Wir standen auf der Matte und machten die Muttererde platt. Wir gestalteten unseren Vorgarten selbst. Es war die Zeit, die mit einem damals geflügel-

ten Wort plastisch umschrieben werden kann: *Vom Ich zum Wir*.

Es dauerte nicht lange, bis wir vom *Wir zum Ich* zurückfinden mussten. Marzahn-Nord war noch längst nicht fertig gebaut, als 1990 der unschöne Begriff vom »Plattenbau« aufkam. »Betonburg« und »Wohnhöhle« hatten Unwissende das Viertel bereits genannt, aber »Plattenbau« war eine Steigerungsform, die sich für die Menschen anfühlte, als handele es sich um Obdachlosenkisten. Dabei entwickelte sich der Stadtteil nach der Wende vorteilhaft: Der weiße Schwan spreizte seine Flügel. Je mehr erzählt wurde, dass Marzahn-Nord ein ganz hässliches Entlein ist, umso schöner wurde es.

Dennoch entstanden Probleme: Menschen verließen das Gebiet, weil sie nach noch mehr Komfort suchten oder andere Wohnformen bevorzugten. Bei den Wahlen 1998 gab es vergleichsweise viele Rechtswähler. Marzahn-Nord ist das Wohngebiet mit überdurchschnittlich vielen Sozialhilfeempfängern und dem noch immer jüngsten Altersdurchschnitt im Bezirk, der Vandalismus häufte sich.

Der Senat beschloss zu handeln und richtete mit EU-Unterstützung ein Quartiersmanagement ein. Am 13. April 2000 fand eine tolle Versammlung statt, eine so genannte Stadtteilkonferenz. Belegte Brötchen wurden aufgefahren und reichlich zu trinken gab es. Vierzig bis fünfzig Soziologen, Sozialarbeiter und Stadtangestellte marschierten auf und wollten die Bewohner nach ihren Problemen befragen. Aber nur zehn Einheimische ließen sich blicken.

Dennoch war es ein Anfang. Wir bildeten acht Arbeitskreise. Wir wurden aufgefordert, einen Bewohnerbeirat zu gründen. Das taten wir auch.

Wir führten zunächst kleinere Aktionen durch, legten zum Beispiel Stellplätze für neue Bänke fest. Indes – unsere große Stunde schlug im Jahr 2002, als eine Zeitung überraschend berichtete, dass der Abriss von Plattenbauwohnungen unmittelbar bevorsteht. Und zwar genau inmitten unseres Wohnquartiers.

Diese Mitteilung war nicht beabsichtigt. Es handelte sich um eine Indiskretion, irgendwo war ein Schreibtischfach offen geblieben. Ergo schlug die Nachricht bei uns ein wie eine Bombe.

Ungefähr fünftausend Menschen waren direkt davon betroffen. 1670 Wohnungen sollten »zurückgebaut« werden. Die Wohnungsbaugesellschaft begründete diesen Schritt damit, dass sie einen Leerstand von zwanzig bis dreißig Prozent wirtschaftlich nicht mehr tragen könne. Aber das rechtfertigte in unseren Augen nicht, dass man die Mieter der übrigen siebzig bis achtzig Prozent einfach ihrem Schicksal überlässt.

Der *Bewohnerbeirat Marzahn NordWest\** fühlte sich aufgerufen, lautstark in Erscheinung zu treten. Also beriefen wir im Januar 2003 eine Einwohnerversammlung ein. Sie fand ein unerwartet großes Echo und führte zur Bildung einer Mieterinitiative, die

*\*Zum Stadtteil Marzahn-Nord zählt auch das westlich der Bahntrasse gelegene Neubau-Quartier um die Schwarzwurzelstraße. Um die West-Marzahner nicht zu »vereinnahmen«, führt der Bewohnerbeirat anders als die »offizielle« Stadtteilbezeichnung bewusst auch das West im Namen.*

fortan mit dem Bewohnerbeirat erfolgreich zusammenarbeitete.

Unser größtes Problem war, dass sich außerhalb unseres Drehs kaum jemand in Berlin für die Ansichten der direkt oder indirekt betroffenen Bewohner interessierte. Der Stadtumbau wurde nur aus Sicht der Leute dargestellt, die dieses Verfahren betreiben und beherrschen. Wir konnten zwar die Wohnungsbau-Gesellschaft davon überzeugen, gemeinsam für den Erhalt von 501 Wohnungen zu streiten, damit nicht alle 1670 demontiert würden. Aber der Senat stellte sich stur. Und die Medien blieben stumm.

Wir mussten etwas unternehmen. Wir dachten darüber nach, wie wir eine breitere Öffentlichkeit auf unser Anliegen aufmerksam machen könnten.

Auf einer Versammlung unterbreitete ich meinen Mitstreitern schließlich einen verwegenen Vorschlag: »Hört zu, ich schreibe einen Brief an den Amtsdirektor von Ahrensfelde und erkundige mich, ob die Möglichkeit besteht, dass Marzahn-Nord als Ortsteil von Ahrensfelde eingemeindet werden kann.« (Ein Vorschlag nicht ohne Ironie für Ortskundige, war doch der nördlichste Zipfel Marzahns zu DDR-Zeiten außerhalb der Stadtgrenzen, auf Ahrensfelder Weide- und Ackerland entstanden.)\*

*\*Ein nicht unumstrittener Staatsvertrag zwischen Berlin und Brandenburg sanktionierte nach der Wende die »Vereinbarung« des Ahrensfelder Territoriums durch das zu DDR-Zeiten »Berlin-Ahrensfelde-Süd« genannte Wohngebiet, nördlich der heutigen Havemannstraße. Im Austausch dafür einigte man sich auf die kostenlose Kindergarten- und Schulbetreuung der Kinder des Dorfes Ahrensfelde in Berlin.*

Die anderen verstanden zunächst nicht, was das bringen sollte. Einige lachten mich auch aus. Dennoch ließen sie mich gewähren. Auf der darauf folgenden Bewohnerbeiratssitzung las ich mein Schreiben vor, und es wurde einstimmig angenommen.

Das war an einem Dienstag. Noch am selben Abend brachte ich den Brief rechtzeitig vor der letzten Leerung zur Post, so dass ich wusste: Er liegt am nächsten Tag in Ahrensfelde beim Amtsdirektor auf dem Tisch. Am Mittwochmorgen verschickte ich per E-Mail Pressemitteilungen an alle regionalen Zeitungen und Nachrichtenagenturen.

Da am Donnerstag Himmelfahrtstag war, hatte ich den Amtsdirektor vorsorglich gebeten, unser Anliegen nicht als Schnapsidee zu werten. Andererseits wollte ich den lange wegen dieses Tages vereinbarten Verwandtenbesuch nicht ausfallen lassen. Ich fuhr also ein paar Tage weg aus Berlin, obwohl bereits die Abendnachrichten von *SFB* und *ORB* sowohl im Radio als auch im Fernsehen unseren Coup meldeten. Die *Märkische Oderzeitung* und das Team der *SFB*-Allzweckwaffe Ulli Zelle hatte überdies erste Termine für die kommende Woche mit mir abgesprochen.

Am Sonntag kehrte ich heim. Meine Mitstreiter empfingen mich halb begeistert, halb empört: »Du haust einfach ab, und hier bricht ein Mediensturm über uns herein!« Seit Himmelfahrt hatten die Telefone in Marzahn-Nord und in Ahrensfelde nicht mehr stillgestanden. Auf meinem Anrufbeantworter bat der *Morgenpost*-Reporter um einen schnellen Fototreff.

Unser Anliegen hatte die Presse mobilisiert. Radio-

und TV-Teams streiften durch den Kiez und die betroffenen Wohnungen. Auch das Dorf Ahrensfelde war in aller Munde, Bürgermeister und Amtsdirektor ob der unverhofften Werbung aus dem Häuschen. Und ich freute mich redlich: Endlich wurden wir gehört! Endlich nahm die ganze Stadt Notiz von unserem Anliegen.

Gut eine Woche lang erschienen Schlagzeilen über den »Fluchtversuch« nach Brandenburg. Selbst überregionale Blätter wie die *taz* oder *Süddeutsche Zeitung* schauten sich hier um. Das *Neue Deutschland* räumte uns sogar eine ganze Seite seiner Wochenendbeilage ein. Überschrift: »Der Aufstand«.

Höhepunkt des Medienfeuerwerks war schließlich eine Woche nach Briefabgabe der Showdown in der *SFB*-Fernsehsendung »Berlin life« mit Britta Elm und Ulli Zelle. In dieser Diskussionssendung am Ort des Geschehens, Havemann- / Ecke Rosenbecker Straße, kamen von der Staatssekretärin bis zum empörten Mieter fast alle Protagonisten zu Wort. Selbst die Ahrensfelder, die gleich nach Erhalt des Briefes die Hände gehoben hatten, sie könnten uns auch nicht helfen, standen nicht abseits. Vielmehr äußerten sie großes Verständnis für unsere Aktion.

Es war ein Spiel über die Bande, ein außergewöhnlicher Hilferuf um drei Ecken in Richtung Senat: Macht uns unseren Stadtteil nicht kaputt! Es heißt *Stadtumbau* und nicht *Stadtabriss* Ost.

Der Ruf kam an. Durch die überwältigende Resonanz war er auch unüberhörbar geworden. Was mancher als Schelmenstreich abtun wollte, entpuppte sich als

wirkungsvoller Handstreich zur Verhinderung einer drohenden Stadtbrache im Nordzipfel von Marzahn.

»Fluchtversuche« in Berlin waren im Pressejargon schon immer »Knaller«. Der renommierte *Tagespiegel* fragte unmittelbar nach Bekanntwerden sogar im Potsdamer Innenministerium nach: »Dürfen die denn das?« Und Innenminister Schönbohm antwortete prompt: »Die haben keine Chance!«

Formal gesehen war es ein Sondierungsversuch. Ernsthaft wollte es der Bewohnerbeirat kaum probieren, aus gut zweiundzwanzigtausend Berlinern in Marzahn-Nord brandenburgische Dörfler zu machen. Aber ganz vergessen wird er diese Option sicherlich nicht. Denn so viel haben wir gelernt: Um Gefahren auszuschalten, muss man manchmal der Gefahr trotzend mit ungewöhnlichen Schritten aufwarten, die öffentlich wahrgenommen werden und Anstoß erregen.

Den seinerzeit zuständigen Senator Peter Strieder konnten wir jedenfalls umstimmen. Knirschend und zweifelnd musste er zur Kenntnis nehmen, dass es tatsächlich Leute gibt, die Plattenbauten verteidigen. Einen Totalabriss-Beschluss wollte er deshalb nicht riskieren. Allerdings gönnte er den Bewohnern und ihrer Wohnungsbaugesellschaft den totalen Triumph nun auch wieder nicht. Statt des geplanten Erhalts von 501 Wohnungen stimmten Strieder und Senat lediglich der Modernisierung von 409 Wohnungen zu.

Als wir in der »Nachspielzeit« 2004 für das nun *Ahrensfelder Terrassen* genannte Quartier noch eine

Einwilligung zu erwirken halfen, aus einem elfgeschossigen Doppelblock zusätzlich 38 Eigentumswohnungen zu machen, fühlten wir uns fast wie im Märchen. Wie in der Fabel »Das Rübchen« hatten wir das Mäuschen gespielt, das am Ende einer ganzen Schlange den letzten Zug tut, die große, dicke Frucht aus der Erde herauszuholen.

Im Sommer 2004 feierten wir mit einem temperamentvollen Fest und einem schönen Feuerwerk zwanzig Jahre Erstbesiedlung von Marzahn-Nord. Das war unsere Antwort auf die *Holz-mich!*-Frage: Lebt ihr noch?

Ja, wir leben noch. Und zwar gerne, und zwar hier!

*Die Geschichte wurde aufgeschrieben von Stefan Strebler.*

Gerd Cyske

## **Mit der Bummi-Bahn in den Kindergarten**

Es ging Schlag auf Schlag: Ab Dezember 1977 zogen die ersten Mieter in die gerade fertig gestellten Neubauwohnungen, ein gutes Jahr später, am 9. Januar 1979, wurde der Stadtbezirk Berlin-Marzahn gegründet, und nur vier Wochen darauf folgte meine Berufung zum Leiter der »Arbeitsgruppe 9. Stadtbezirk«, wie es damals hieß. Im Mai war ich bereits Stadtbezirksbürgermeister.

Fünfundsechzigtausend Menschen wohnten zu dieser Zeit in Marzahn, in weniger als zehn Jahren sollte sich die Zahl mehr als verdreifachen. Kaum vorstellbar.

Neuland war das Marzahner Gebiet für mich nicht, schließlich war ich vierzehn Jahre lang Vorsitzender der Kreisplankommission von Lichtenberg – zu dem die Wohngebiete des neuen Stadtbezirks bis dahin gehörten. In dieser Funktion hatte ich unter anderem dafür zu sorgen, dass Baufreiheit geschaffen und den Bürgern der umliegenden Siedlungsgebiete, einschließlich des Dorfes Marzahn, die jeweilige Bautätigkeit erläutert wurde. Dadurch kannte ich hier jeden Winkel und alle ehrenamtlich tätigen Bürger.

In meiner Funktion als Stadtbezirksbürgermeister zog ich nun von Lichtenberg nach Marzahn an den Helene-Weigel-Platz, in die 25. Etage eines Hochhauses, dem höchsten Bautyp im neuen Stadtbezirk. Dort hatte ich im wahrsten Sinne des Wortes den besten Überblick.

Das allerdings passte dem Baubetrieb nicht, weil er sich seiner abgelieferten Bauqualität nicht sicher war. So war es dem Chef auch peinlich, dass es in meiner Wohnung durchregnete und die Handwerker mit einem Presslufthammer agieren mussten, als ich nach Hause kam.

Meine Frau und ich fühlten uns wohl so weit oben, was aber nicht für jeden meiner Gäste zutraf. So erhielt ich beim »Treffen der Oberbürgermeister der Welt« anlässlich der 750-Jahr-Feier Berlins 1987 den Auftrag, das Stadtoberhaupt Pekings mit seiner Delegation einen Sonntag lang zu betreuen. Wir spazierten durch Marzahn, als der Mann plötzlich auf die Idee kam, sich eine Neubauwohnung anzuschauen.

Ich schlug kurzerhand vor, meine eigene Wohnung zu zeigen, was einiges Erstaunen hervorrief – in China ist so etwas nicht üblich.

Ich schickte meinen Kraftfahrer voraus, um meiner Frau ausrichten zu lassen, dass wir sogleich Besuch bekämen.

Oben angekommen, fragten mich die Gäste aus. Sie wollten alles wissen, auch wo der Strom herkommt. Ich ging mit ihnen auf den Balkon und zeigte nach unten auf das Heizwerk. Als ich mich umdrehte, bemerkte ich jedoch, dass der Pekinger Mitarbeiter für Internationale Verbindungen im Zimmer stehen geblieben war. Er hatte Höhenangst und traute sich nicht auf den Balkon ...

Am Anfang der Arbeit in Marzahn war es uns wichtig, dem Stadtbezirk ein eigenes Profil zu geben. Es

brauchte Traditionen, damit sich die Menschen mit ihrem neuen Umfeld identifizierten und sich hier wohlfühlten.

Also schauten wir uns in den anderen Stadtbezirken um und stellten fest, dass jeder ein eigenes Volksfest feierte – »Treptow in Flammen« oder das »Weißen-seer Blumenfest« – meist in den Sommermonaten oder im Herbst, doch noch nichts im Frühling!

Daraufhin schickten wir einige Mitarbeiter nach Potsdam, sie sollten sich bei den »Wetterfröschen« nach der günstigsten Zeit im Frühjahr erkundigen. »Wenn ihr etwas auf die Beine stellen wollt, dann zu den Eisheiligen!«, empfahlen sie. Der »Marzahner Frühling« war geboren. (Die Wetterprognose bewahrheitete sich übrigens – die Eisheiligen waren nicht immer »pünktlich«, Mitte Mai hatten wir meist schönes Wetter!)

Das Frühjahr brachte noch einen weiteren Vorteil: Es begann die Pflanzzeit für die Balkon- und Gartenblumen. Diese standen nicht gerade im Überfluss zur Verfügung, so dass wir alle Betriebe darauf orientierten, die Blumen so zu ziehen, dass sie auf dem Frühlingfest angeboten werden konnten. Als sich das nach wenigen Jahren herumgesprochen hatte, kamen ganze Hausgemeinschaften – nicht nur aus Marzahn –, um für sämtliche Balkone eines Zehngeschossers einzukaufen. Sogar aus Rostock reisten Leute an und deckten sich mit Blumen ein!

Anfang der achtziger Jahre gab es auch nicht genügend Gummistiefel, die in Marzahn wegen der oft noch fehlenden Wege und Bürgersteige besonders

wichtig waren. Deshalb organisierten wir, dass zum »Marzahner Frühling« Gummistiefel, vor allem für Kinder, in großem Umfang angeliefert wurden.

Wie sehr die Gummistiefel die Anfangszeit prägten, zeigte die erste fertig gestellte Schule an der Südspitze. Hier richteten die Lehrer extra einen Raum ein, wo die Kinder ihre mit Lehm verschmierten Gummistiefel aus- und andere Schuhe anzogen, damit die Schule sauber blieb.

Großen Anklang fand unsere Idee, zu jedem Frühlingsfest einen Umzug aller in Marzahn geborenen Zwillinge und Drillinge zu organisieren. Die Familien mit den Mehrlingskindern zeigten sofort große Bereitschaft, so dass nach drei, vier Jahren ein stattlicher Zug von immerhin vier Drillings- und etlichen Zwillingspaaren zusammenkam.

Jedes Jahr zogen wir mit ihnen zu einem anderen Platz, wo die Kinder mit ihren Eltern eine Grünfläche bepflanzen und sie gestalten konnten. Wir stellten große und kleine Spaten sowie Setzlinge bereit, während die Familien fleißig buddelten. Anschließend durften die kleinen Piepse die Buddelschuppen mit nach Hause nehmen.

Eine der Frühlingsfest-Traditionen ergab sich ganz spontan – die Volksfeststände unserer Paten-Orte. In Marzahn waren viele neue Straßen nach kleinen Städten »aus der Republik« benannt worden, wie die Bärensteinstraße, die Oberweißbacher oder die Trusetaler Straße.

Eines Tages kam ein ehrenamtlicher WBA-Vorsitzender aus der Trusetaler Straße zu mir und sagte, er

wolle nach Trusetal fahren und dem dortigen Bürgermeister zum Geburtstag gratulieren. Ich unterstützte dies und spendierte einen Blumenstrauß. Daraus entstand eine Patenschaft zwischen unserem Wohnbezirk und Trusetal, was so viel Beifall fand, dass sich nach und nach vierzehn solcher Patenschaften bildeten.

Unsere Straßen-Patenorte brachten zum Frühlingsfest ihre regionalen Produkte mit und zeigten Proben ihres Volkskunstschaffens. Besondere Aufmerksamkeit erhielt die Frau des Bürgermeisters von Bärenstein im Osterzgebirge, die zwei Tage lang klöppelte. Dies sahen viele Marzahner auf dem Fest zum ersten Mal.

Um neue Erfahrungen für unsere Großbausiedlung zu sammeln, besuchte ich Mitte der achtziger Jahre das Neubaugebiet Leipzig-Süd. Dort sah ich eine Bushaltestelle, die – genau wie bei uns aus Betonplatten gefertigt – mit Sonnenblumen bemalt worden war.

Da entschloss ich mich, alle Marzahner Schuldirektoren zusammenzurufen – immerhin hatten wir die für heutige Verhältnisse unglaubliche Zahl von achtundfünfzig neuen Schulen gebaut – und empfahl ihnen, jede Schule möge eine Haltestelle mit ganz einfachen Mitteln gestalten. In kurzer Zeit erhielten sämtliche Haltestellen ein neues Gesicht.

Alle erfreuten sich daran, nur die Haltestelle in der jetzigen Poelchaustraße, in der Nähe der Feuerwache bereitete uns Probleme. Sie wurde von der damaligen

4. Oberschule mit lustigen Feuerwehrmännern bemalt: Einer schaute einem Mädchen nach, das sich gerade auszog, ein anderer sprang in einen geöffneten Gully, andere spritzten in die falsche Richtung. Die Kinder hatten die Feuerwehr satirisch dargestellt, was die Feuerwehrleute amüsierte, aber den Verantwortlichen nicht passte. So gab es zum Teil heftige Diskussionen.

Die Schüler befragten daraufhin die Leute, die an dieser Haltestelle auf den Bus warteten, mit einem Mikrofon in der Hand. »Wegmachen? Das ist doch Quatsch! Die Zeichnungen sind herrlich«, bekamen sie zur Antwort.

Doch eines Tages war plötzlich alles übermalt. Die Schule erstattete Anzeige, die jedoch nie richtig bearbeitet wurde. Die Schuldigen waren schließlich bekannt.

Ich ging in die Schule, entschuldigte mich bei den Schülern, obwohl der Stadtbezirk dies nicht zu verantworten hatte. Aber die Schüler aus der zehnten Klasse taten mir Leid. Ich bat sie, noch einmal etwas zu malen. Sie zeigten sich zwar bereit, schafften es aber nicht mehr, da sie vier Wochen später die Schule beendeten.

Über das engstirnige Verhalten einiger Funktionäre waren unsere Bürger jedenfalls sehr erbost.

Das stetige Wachsen der Schülerzahlen stellte uns bald vor etliche Schwierigkeiten, denn in keinem Kreis der DDR wohnten so viele schulpflichtige Kinder wie hier. Wir hatten Mühe, rechtzeitig ausrei-

chend Lehrer und Erzieher nach Marzahn zu holen. Allein aus dem Zuzug war der Bedarf nicht zu decken. Wir mussten zusätzlich Pädagogen nach Marzahn locken – ein extra Kontingent an Wohnungen half uns dabei.

Auch mit den Kindergartenplätzen hatten wir uns zunächst verschätzt. In der DDR gab es die Festlegung, dass auf tausend Einwohner sechzig Kindergartenplätze angeboten werden müssen, damit jedes Kind einen Platz erhält.

Dieser Erfahrungsschlüssel passte überall, nur nicht in Marzahn! Es zeigte sich, dass bei uns Theorie und Praxis weit auseinander lagen, wir mussten viele zusätzliche Kindergärten bauen. Schließlich kamen auf tausend Einwohner hundert Kindergartenplätze, fast doppelt so viele wie im DDR-Durchschnitt!

Neben dem Neubau zusätzlicher Einrichtungen griffen wir auch auf eine Zwischenlösung zurück: Am Lichtenberger Fennpfuhl, wo der Einzug vieler Familien mit Kleinkindern in die Neubauwohnungen bereits einige Zeit zurücklag, flachte der Kindergarten-Boom bereits ab. Da nun Plätze frei wurden, wollten wir dort Marzahner Kinder unterbringen. Gemeinsam mit den Berliner Verkehrsbetrieben setzten wir vorübergehend eine so genannte Bummi-Bahn ein. Diese Straßenbahn pendelte als Sonderfahrt zwischen beiden Stadtbezirken und wurde von Eltern begleitet.

Etwa dreiunddreißigtausend Schüler hatten wir 1988 und 1989 unterzubringen, achtzehntausend Kinder in den Kindergärten und -krippen kamen hinzu.



Als Rentner lebe ich nach wie vor in Marzahn und verfolge mit großem Interesse die weitere Gestaltung dieses Bezirks. So, wie wir auf unsere Arbeit in den ersten zehn Jahren stolz sein können, habe ich große Hochachtung vor jenen, die dieses Werk heute fortsetzen.

Und es tut gut zu wissen, dass sich eine große Mehrheit der Marzahner hier wohlfühlt.

*Die Geschichte wurde aufgeschrieben von Dietmar Bender.*

Elisabeth Albrecht

## **Balkonblick nach zwanzig Jahren**

Ich bin auf dem Land aufgewachsen. 1967 kam ich nach Berlin und startete einen beruflichen und privaten Neuanfang: Ich vertiefte mich in die Welt der Bücher, begann ein Fernstudium als Bibliothekarin und übernahm im Anschluss die Leitung einer Bücherei. Mein Betrieb hatte mir eine kleine Altbauwohnung im Friedrichshain besorgt.

Im Februar 1971 brachte ich meinen Jungen Steffen zur Welt. Da reichte das eine Zimmer hinten und vorn nicht mehr. Wir zogen um, nun besaßen wir anderthalb Räume und einen langen, kalten Flur. Er grenzte an eine Außenwand. Das Haus war noch vom Krieg beschädigt. Der Putz bröckelte, und der Schornstein hatte Risse, nur durch Folien abgedichtet.

Mein kleiner Sohn und ich litten Ende der siebziger Jahre häufig an Kopfschmerzen. Wir fühlten uns oft matt und krank. Irgendwann dachte ich: »Das geht doch nicht mit rechten Dingen zu!« und holte jemanden von der Bauaufsicht. Bei der Messung der Luftwerte wurde ein erhöhter Kohlenmonoxid-Wert festgestellt. Mein Hausarzt leitete daraufhin die Sperrung der Wohnung ein.

Leider war ich »gerade erst« der AWG beigetreten: 1978 hatte mich der Personalchef angerufen und gefragt, ob ich Lust hätte, eine AWG-Wohnung zu nehmen. Ich träumte von einer warmen, hellen und freundlichen Wohnung und hatte sofort »Ja« gesagt.

Nun musste ich Anteile erwerben und Stunden leisten. Ich wusste, es würde eine Wohnung in Marzahn sein, dem jüngsten Stadtbezirk der Hauptstadt. Ich wartete und zahlte ...

Aber was nun? Ich brauchte sofort eine Wohnung! Doch von der dreijährigen Wartefrist waren erst zwei Jahre verstrichen.

Mein Chef versuchte, für mich bei der AWG eine Lösung zu erwirken. Kein Weg führte da hinein.

Es ergab sich, dass eine ältere Kollegin verstarb und ich vorübergehend in deren Ein-Raum-Wohnung in der Frankfurter Allee ziehen konnte. So geriet ich »vorfristig« in den Genuss einer warmen, wenn auch winzigen Wohnung. Wir stellten die Schränke Rücken an Rücken, mein Sohn und ich bewohnten je eine Hälfte des Zwanzig-Quadratmeter-Zimmers.

Ein Jahr lebten wir unter diesen Bedingungen. Dann erhielt ich die Nachricht, »meine« Wohnung sei bezugsfertig. Längst kannte ich alle Grundrisse der Zwei-Raum-Wohnungen, die in Marzahn gebaut wurden. Ich hatte sie mir aus Zeitungen oder anderswo besorgt. Gut ausgerüstet fuhr ich also zu meiner AWG.

Die Sachbearbeiterin empfing mich mit der Nachricht, dass ich mir meine Wohnung aus einem »Los-topf« ziehen sollte. Darin steckten alle Zwei-Zimmer-Angebote aus den gerade fertig gewordenen Aufgängen.

Die Frau wollte die Liste der Bewerber schnell abarbeiten und zugleich Gleichberechtigung demonstrieren. Das Glück entschied: Nicht für mich.

Ich griff einen Zettel mit einer Zwei-Raum-Wohnung in der neunten Etage der Franz-Stenzer-Straße 69: Balkon, Küche und Bad – aber ein Durchgangszimmer! Mir traten Tränen in die Augen. Wie sollte ich Ruhe finden in meinem neuen Heim, wenn ich oder mein zehnjähriger Sohn im Durchgangszimmer säßen?

Ich bat die Angestellte: »Kann ich nicht noch mal ziehen?«

Sie schaute mich verständnislos an: »Nein, das gibt es nicht! Wenn Ihnen dieses Quartier nicht zusagt, dann müssen sie eben noch ein Jahr warten.«

Das konnte ich auf gar keinen Fall. Niedergeschlagen verließ ich den Raum. In der Hand die Zuweisung für die Franz-Stenzer-Straße 69.

Enttäuscht hockte ich auf dem Flur, den ich vor wenigen Minuten mit so freudigen Schritten durchmessen hatte. Ich fand nicht einmal mehr die Kraft zu gehen. Plötzlich trat ein Herr auf mich zu: »Gestatten Sie, mein Name ist Poser. Ich habe gehört, Sie möchten die Wohnung nicht haben.«

»Was heißt, ich *möchte* sie nicht?«, entgegnete ich empört. »Ich wollte keine mit einem *Durchgangszimmer* haben!«

Er sagte: »Ich habe im selben Aufgang, ebenfalls auf der neunten Etage eine Wohnung ohne Balkon bekommen. Wir wollten so gern eine mit Balkon. Meine Frau ist krank. Sie soll wenigstens an der frischen Luft sitzen können. Die Leiterin der Vergabestelle hat mich an Sie verwiesen und meinte, wir könnten uns vielleicht einigen.«

Ich warf einen flüchtigen Blick auf den Wohnungsgrundriss in seiner Hand. Ein Zimmer sah aus wie ein Trapez, aber alle Räume gingen separat vom Flur ab. Das war das, was ich mir wünschte. Doch ich musste den Balkon aufgeben. – Wie war der Spruch? *Man kann nie alles haben.* Dieser Gedanke schoss mir binnen einer Minute durch den Kopf. Erhobenen Hauptes atmete ich tief durch und erwiderte: »Ich bin einverstanden.«

Wir gingen zurück in den Raum und machten den Tausch perfekt. Der Name Poser wurde durchgestrichen und durch meinen auf der Zuweisung ersetzt. Die Miete betrug 92,50 Mark. (Heute sind es übrigens 350 Euro eingedenk der Tatsache, dass ich Bestandsschutz genieße.)

Kurz danach schauten sich mein Sohn und ich die Wohnung an. Wir verabredeten, dass jeder von uns etwas mitnimmt, was er dort lassen möchte. Steffen entschied sich für seinen Plastikkipper, voll beladen mit Spielsachen, die er ordentlich verschnürte. Stolz und glücklich zog er den Wagen hinter sich her, den ganzen Holperweg.

Ich trug zwei Teller und zwei Tassen, einen kleinen Hocker und eine Tischdecke bei mir. Ein Tisch mit einer ordentlichen Decke drauf und schon mal etwas zu essen und zu trinken, das war mir bei all meinen Umzügen wichtig.

Insgesamt hatte ich vierzehn Mal die Wohnung gewechselt. Diese sollte etwas Bleibendes sein!

Unser Block war der letzte auf der Baustelle. Dahinter begannen die Rieselfelder. Die neuen eigenen vier

Wände bestanden noch aus nacktem Beton. Allein die Küche und das Bad waren tapeziert. Ein Bekannter half uns. Vor allem mein Trapezzimmer – die Wohnung lag genau in der Kurve des Neubaublocks – stellte eine Herausforderung dar: Jede Bahn an der Decke besaß eine andere Länge.

Am 6. April 1981 zogen wir um. Die S-Bahnstation war gerade am Ersten des Monats eingeweiht worden. Somit konnte ich überhaupt erst zu meiner Arbeit im Zentrum Berlins gelangen.

Jeden Morgen bot sich folgendes Bild: Es gab noch keine befestigten Straßen. Nur behelfsmäßige Wege. Die meisten Menschen traten am frühen Morgen mit Gummistiefeln aus dem Haus. Jeder trug eine Tüte in der Hand. So zogen wir Richtung S-Bahn. Auf dem Bahnhof saßen oder standen dann alle und wechselten die Schuhe. Die dreckigen verschwanden in der Tüte, die stadtfeinen glänzten an den Füßen. Auf dem Nachhauseweg dann das umgekehrte Spiel.

Es brauchte das ganze Jahr, ehe auch Straßen und Wege rund um die Häuser fertig und der Bauschutt beräumt waren. Im Frühjahr 1982 begannen wir uns um die Grünanlagen zu kümmern.

Die ersten Pflanzen gingen schon nach wenigen Wochen ein. Wir vermuteten, dass es am Boden lag. Der Lehm war voll gesogen mit chemischen Substanzen, bis vor kurzen hatten hier noch Rieselfelder von Berlin gelegen. Im Herbst versuchten wir es noch einmal, wieder ohne Erfolg.

Im Frühjahr 1983 stellte uns das Gartenbauamt Bäu-

me, junge Pappeln und Birken, zur Verfügung. Wieder rief die Hausgemeinschaftsleitung alle 33 Familien aus meinem Elfgeschosser zum Arbeitseinsatz hinaus. Rund ein Drittel beteiligte sich regelmäßig. In diesem Jahr zählten wir 42 Kinder allein in unserem Aufgang. Das war vielleicht ein Trubel vor der Tür! Beim dritten Versuch schlugen die Bäume und Sträucher Wurzeln. Der Sommer wurde sehr warm. Jeder aus dem Haus ging mal mit einem Eimer Wasser hinunter und goss die Pflanzen. In jenem Jahr grillten die Mieter zusammen vor der Tür oder feierten als Hausgemeinschaft den Kindertag am 1. Juni. Die Bäume wurden groß, und wir wuchsen zusammen. Vier Jahre später war aus der kleinen Zwei-Meter-Pappel am Eingang schon ein richtiger Baum geworden. Er prangte auf dem Foto in der Zeitung, das von unserem Haus aufgenommen wurde, als wir im Oktober wie weitere 499 Hausgemeinschaften die *Goldene Hausnummer* erhielten. Neben einem gepflegten Vorgarten konnten wir mit einem besonders schön gestalteten Eingang glänzen. Eine Zeichenlehrerin aus unserem Aufgang hatte die Wände mit Märchenbildern verziert. Die ganze Straße entlang, jede Tür hatte ein anderes Motiv bekommen. Es sah sehr schön aus und die Knirpse fanden sich besser zurecht.

Inzwischen ist mein Sohn schon lange aus dem Haus. Der Baum, den ich seinerzeit pflanzte, ragt mir nun fast zum Fenster hinein. Die Pappel ist 21 Jahre alt. Ich genieße meinen Blick ins Grüne von hier oben. Ich schaue auf das alte Dorf Marzahn mit der Mühle.

Im Hintergrund liegen der Berg und das Gelände der Gartenschau. Von der neunten Etage habe ich freie Sicht, zu meinen Füßen liegt das Freizeitforum. In der Gaststätte feierte ich vor Jahren meinen sechzigsten Geburtstag. Hier bin ich zu Hause und möchte nicht mehr weg.

Fast jeden Tag, so es meine Zeit erlaubt, sitze ich auf meinem Balkon! Den bescherte mir nämlich vor vier Jahren die Modernisierung:

1998 / 99 waren die Fenster meiner und aller anderen Wohnungen richtiggehend vergammelt. Ich musste dicke Decken auf die Fensterbretter legen, so sehr zog es durch.

Eines Tages erhielten wir eine Einladung zur Mieterversammlung. Architekten stellten mehrere Varianten vor, wie unser Haus modernisiert werden könnte. Ein Vorschlag beinhaltete die Balkon-Variante für alle Wohnungen auf der rechten Seite des Aufgangs. Meine sollte dazugehören. Ich sprang innerlich vor Freude in die Luft.

Innerhalb von zwei Wochen galt es für alle, sich zu entscheiden. Jeden, den meine Freundin aus dem Haus und ich in den folgenden Tagen trafen, sprachen wir darauf an und plädierten für den verglasten Vorbau. Die Idee wurde angenommen, und nun ging die Bauerei los. Sie zog sich fast über zwei Jahre hin.

Ich hatte mich für ein so genanntes Panoramafenster entschieden. Am 5. Oktober 2000 durfte ich meinen 9,50 Quadratmeter großen Balkon das erste Mal offiziell betreten. Die Kakteen und die Azaleen gedeihen hier wunderbar. Ich ziehe Tomaten und lade in der

wärmeren Jahreszeit gern Kaffeegäste in meinen Hochgarten.

Für meine modernisierte Wohnung bekam ich schon einige Tauschangebote. Ich lehne stets lächelnd ab und erwidere: »Wer fast zwanzig Jahre ohne Balkon auskommen musste, der darf weitere zwanzig Jahre mit dem Luxus einer verglasten Loggia hoch über Marzahn leben.«

*Die Geschichte wurde aufgeschrieben von Sabine Schulz.*

Christian Domnitz

## **Jetzt packen wir hier alles zusammen**

Ich wuchs in einem Teil von Marzahn auf, der – etwas außerhalb des Dorfs gelegen – um die Jahrhundertwende als Wochenendsiedlung entstanden ist.

Im alten Dorfkern, in einem grauen Altbau besuchte ich den Kindergarten. Außer mir waren nur wenige Kinder dort. Rundherum fanden wir einen riesigen Abenteuerspielplatz vor: Überall schossen Betonteile aus dem Boden. Rohe und raue Türme, ganz ohne Menschen. In dem Chaos dazwischen spielten wir. Wegen des Lehmbodens lief das Wasser schlecht ab. Zwischen Baugruben, Erdbergen und Kieshaufen bildeten sich riesige, aufgewühlte Pfützen. Wir spielten Tiefbau auf unsere Art und vernetzten die Pfützen mit Kanälen. Dabei kam es darauf an, möglichst viel Wasser in breite, starke Ströme zu lenken.

Wenn ich zu Hause bei meinen Eltern aus dem Fenster schaute, dann sah ich nicht – wie anderswo – die Bäume wachsen, sondern die Häuser. Es wurden immer mehr, und sie wuchsen rund herum, immer höher. Nach und nach war auch zu merken, welche Veränderungen das mit sich brachte: Der Empfang fürs Westfernsehen wurde schlechter. Mit jedem neuen Hochhaus flimmerte das Bild etwas mehr.

Das neue Marzahn kam einfach zu mir, und weil ich ein Kind war, dachte ich nicht darüber nach. Erst wuchsen die Häuser und dann kamen die Menschen.

Eines Tages sagten die Erzieher im Kindergarten: »So, jetzt packen wir hier alles zusammen und gehen in den neuen, schönen Kindergarten.«

Der neue Kindergarten lag im Süden, im Wohngebiet 1, zum Springpfuhl hin. Es war ein Kindergarten, wie es in der DDR Tausende gab. In den Gruppen waren nun viele, viele Kinder, die Spielwiese hatte riesige Ausmaße. Die Klettergerüste waren besser als im alten Kindergarten und die Rutschen auch. Ich nahm zur Kenntnis: Jetzt ist alles *neu*.

Ich wunderte mich nicht, wo die Menschen auf einmal alle herkamen. Erst in der Schule merkte ich: Die sind teilweise anders gestrickt als die Marzahner, die ich bislang kannte. Mancher Vater war NVA-Offizier oder Angestellter bei den Grenztruppen.

Plötzlich gab es Ärger. Ein Freund hatte mit mir zusammen ferngesehen. Als er nach Hause kam, erzählte er davon: »Papa, ich hab gerade einen Western gesehen.«

Der Vater schaute ins Fernsehprogramm. Weder in *DDR 1* noch *DDR 2* war an diesem Tag ein Western gelaufen. Es war klar, dass wir *Westfernsehen* geschaut hatten. Darauf folgte eine dieser seltsamen, unfreien Diskussionen darüber, ob die Kinder Westfernsehen schauen dürfen oder nicht.

Dennoch gewann ich nie den Eindruck, dass Marzahn eine Gegend von Parteibonzen ist. Die meisten waren irgendwie loyal, und ein paar echt sozialistische Eltern waren auch darunter. Aber wer im Sozialismus richtig was war, der zog eher in die Leipziger Straße als nach Marzahn.

Wenn ich zur Schule ging, konnte ich zwischen zwei Wegen wählen. Beide waren ungefähr gleich lang und asphaltiert, so dass man sie trockenen Fußes zurücklegen konnte.

Der eine führte kerzengerade am Rand eines Neubaugebietes entlang. Das war der Weg, auf dem sich fast alle Kinder trafen. Jeden Morgen fand so eine Art Prozession statt. Links stand stolz das Neubaugebiet und vor uns lag die Schule. Wenn ich diesen Weg nahm, fühlte ich mich als eine sozialistische Persönlichkeit in der Entwicklung, die sich in ein großes Gesellschaftsprojekt einpasst.

Der andere Weg schlängelte sich durch eine Kleingartenkolonie. Dort konnte ich alleine und in Ruhe meinen Gedanken nachhängen. Im Sommer wuchsen Pflaumen über die Zäune, Hunde rannten bellend durch die Gärten, und an einer Ecke gab es einen verrückten, alten Mann, der Holzfiguren schnitzte. Die Figuren waren bunt bemalt und lustig anzusehen, dann stand da noch eine kleine Wassermühle, die sich drehte. Das war eher der Pfad für die Selbstfindung. Ich nahm mal den einen, mal den anderen Weg. Mir gefielen beide.

Nach der Wende war völlig klar: Ich muss weg – in die große weite Welt hinaus! Ein Freund von mir war zwar davon überzeugt, dass Marzahn eines Tages sehr kultig und hip sein würde, wegen der dauerhaft günstigen Wohnungen. Er wollte Marzahn auf keinen Fall verlassen. Aber er war eine Ausnahme. Fast alle meiner Klassenkameraden wollten weg aus dem Bezirk. Es schien der natürliche Gang der Dinge.

Nach dem Abitur ging ich 1994 zum Zivildienst nach Köln, ein Jahr später zog ich nach Prenzlauer Berg. Das war ein beinahe mythischer Ort, voller Verheißungen. Hier traf ich neben vielen Westdeutschen auch Freunde aus Marzahn wieder.

Bei der *WTP*, Nachfolgerin der Kommunalen Wohnungsverwaltung, bekam man problemlos extrem billige Wohnungen: Altbauwohnungen mit niedrigem Standard, die schon längere Zeit nicht mehr vermietet waren. Es entstand ein richtiger Wettbewerb um die beste Wohnung. Hatte man eine erhalten, konnte man sie mit viel Freiraum kreativ gestalten. Manche rissen sogar ganze Wände heraus.

Erst später wurde mir klar, dass die Wohnungen deshalb leer gestanden hatten, weil ein Teil der früheren Mieter lieber in die komfortablen Neubauten, zum Beispiel nach Marzahn, gezogen war; der andere Teil war in den Westen übersiedelt. Vorher hätte ich mir nicht vorstellen können, dass Leute die Gegend, die für mich so viel Freiheit bedeutete, verlassen hatten, um in eine behagliche Marzahner Puppenstubenwohnung zu ziehen.

Dennoch habe ich mich nicht ausdrücklich von Marzahn abgewendet. Ich war einfach jung und wollte in einem etwas abenteuerlicheren Stadtteil leben. Nicht anders als jemand, der sein schwäbisches Dorf verlässt und nach Berlin zieht, um dort etwas zu erleben.

*Die Geschichte wurde aufgeschrieben von Stefan Strehler.*

Günter Peters

## »Die Arbeiterklasse zieht nicht aufs Dorf!«

Anfang der siebziger Jahre gab es in Ostberlin über hunderttausend Familien, die eine Wohnung suchten, rund dreihunderttausend Menschen. Deshalb hatte die SED 1971 auf ihrem Parteitag ein großes Wohnungsbauprogramm beschlossen: Bis 1990 sollten die fehlenden Wohnungen fertig gestellt sein.

Damit stand noch nicht fest, auf welchem Weg das Ziel erreicht werden sollte. Es gab die Alternativen Altbau-Modernisierung oder Neubau. Um herauszufinden, welches die effektivere Methode ist, die Menschen möglichst schnell mit den fehlenden Wohnungen zu versorgen, stellten wir eine Reihe von Überlegungen an.

Wie sich zeigte, standen bei der Altbau-Sanierung nach den Bauarbeiten letztlich weniger Wohnungen zur Verfügung als zu Beginn. Das ist ganz leicht zu erklären, wenn man weiß, dass in den Altbauten viele Anderthalb- und Zwei-Raum-Wohnungen existierten, ohne Bad oder Innentoilette. Wir wollten jedoch familiengerechte Wohnungen schaffen, mit zweieinhalb oder drei Zimmern. Um diese mit modernem Standard auszustatten, Bäder einzubauen, verbrauchten wir zusätzliche Flächen. Wir mussten die Grundrisse völlig neu gestalten. Am Ende blieben von achttausend Wohnungen, beispielsweise im Sanierungsgebiet am Arnimplatz in Prenzlauer Berg, sechseinhalbtausend.

Diese Erfahrungen führten dazu, dass wir uns für den Neubau entschieden, um rasch zusätzlichen Wohnraum zu gewinnen.

(Dennoch konnten wir auch bei der Altbau-Modernisierung wertvolle Erfahrungen sammeln. Wir führten keine Flächenabriss durch wie im Westen. In den achtziger Jahren, als man in Kreuzberg auf den so genannten behutsamen Stadtumbau umschwenkte, besuchten die Westberliner Architekten den Arnimplatz und schauten sich an, wie wir es dort gemacht hatten.)

Wir überlegten also weiter: Wo können wir bauen? Wie haben es andere gemacht? Wir wussten, dass die Westberliner dabei waren, auf dem Acker am Rande der Stadt neue Viertel zu errichten: die Gropiusstadt im Süden, das Märkische Viertel im Norden, das Falkenhagener Feld an der Heerstraße in Spandau. Wir sahen uns im Osten um: Wo ist das günstigste Gebiet? So kamen wir auf Biesdorf-Nord.

Im Jahr 1973 fiel die Entscheidung, in Biesdorf-Nord eine Großsiedlung für fünfunddreißigtausend Bewohner zu bauen; später wurden es sogar sechzigtausend. DDR-weit wurde ein städtebaulicher Wettbewerb für Architekten ausgeschrieben, an dem sich neben einem Berliner auch Rostocker, Dresdner, Leipziger und Erfurter Kollegen beteiligten. Es gab bestimmte Vorschriften, was alles zu berücksichtigen ist. Diesen Wettbewerb gewann der Berliner Chefarchitekt Roland Korn.

Wiederum zwei Jahre später lagen die fertigen Be-

bauungspläne vor. Sie mussten von den verschiedenen Gremien noch bestätigt werden. Die Stadtverordnetenversammlung, der Ministerrat und das Politbüro mussten zustimmen. Dabei standen zwei Beschlüsse zur Debatte: erstens der Standort und zweitens die Art der Bebauung.

Auf einer Politbüro-Sitzung wurde beschlossen, dass nicht nur eine zusätzliche Siedlung entstehen sollte, sondern ein kompletter neuer und eigenständiger Stadtbezirk. Zu dieser Beratung war ich ebenfalls eingeladen.

Man dachte über den Namen nach. Da das Neubaugebiet an Biesdorf-Nord grenzte, schien es nahe liegend, den neuen Bezirk *Biesdorf* zu nennen.

Nun stellte sich heraus, dass dieser Name dem Politbüro nicht angemessen schien. »Die Arbeiterklasse zieht nicht aufs Dorf!«, hieß es.

Mitten in der geplanten Siedlung lag noch ein anderes kleines Dorf: Marzahn. Dem Namen nach war es als Dorf nicht zu erkennen. So fiel die Entscheidung. Der neue Bezirk bekam den Namen *Marzahn*.

Die Bebauungspläne wurden abgesegnet. Darin festgehalten war auch, dass das Dorf Marzahn als städtebaulicher Kontrast zur Großsiedlung erhalten bleibt und später rekonstruiert wird. (Das geplante Museum zur Dokumentation dörflichen Lebens wurde nach der Wende allerdings nicht mehr realisiert, Teile der Ausstellungsstücke sind heute in der *Domäne Dablen* zu sehen.)

Von Seiten der Dorfbewohner gab es einige Skepsis. Mancher wollte keinen Anschluss an die Abwasser-



Entsorgung, obwohl günstige Kredite angeboten wurden.

Später kam es zu einem guten Ausgleich: Die Neubau-Bewohner gingen ins Dorf, um beim Bäcker und beim Schlachter einzukaufen. Die Dorfbewohner nutzten im Gegenzug die Kaufhallen, Kindereinrichtungen und Gaststätten der Großsiedlung.

Bereits seit Mitte der sechziger Jahre war ein großes Industriegebiet am Stadtrand gewachsen, ein Industrieband, das sich entlang der Rhinstraße von Biesdorf über Hohenschönhausen, bis kurz vor Ahrensfelde zieht. Zur Energieversorgung für die Industrie war ein Wärmekraftwerk entstanden. Außerdem ein Klärwerk, das die Stilllegung der Rieselfelder in Falkenberg, Marzahn und Hellersdorf ermöglichte.

Zwei wichtige Faktoren für die Erschließung der Großsiedlung waren damit bereits geklärt: Heizungsenergie stand ebenso zur Verfügung wie eine Kläranlage für die Beseitigung des Schmutzwassers.

Dazu kam eine weitere günstige Voraussetzung: Wir konnten die S-Bahnstrecke, die die neuen Wohngebiete an die Stadt anbinden sollte, auf einer alten Bahntrasse errichten. Das war nicht wie im Märkischen Viertel, wo der geplante U-Bahn-Anschluss erst Jahrzehnte später realisiert wurde und in Wittenau am Rande des Viertels stecken blieb.

Die nächste Überlegung galt der Bereitstellung der Bauelemente, und zwar in den erforderlichen Größenordnungen. Zuletzt, Ende der sechziger Jahre, hatten wir gerade einmal 3800 Wohnungen jährlich

in der ganzen Stadt gebaut. Nun stand die Aufgabe diese Jahresleistung auf zwanzigtausend zu erhöhen! Wir untersuchten die Kapazitäten und kamen zu dem Ergebnis, dass wir – zusätzlich zum Ausbau der Plattenbauwerke in Grünau und an der Rummelsburger Bucht – zwei weitere Werke benötigten. Diese entstanden in Rüdersdorf und Hohenschönhausen. Von beiden Standorten aus war das Baugebiet gut erreichbar. So konnten wir ewige Transporte quer durch die Stadt vermeiden. Jahrelange Straßensperrungen blieben den Berlinern erspart.

Bei der Erschließung des Baugebietes in Biesdorf-Nord benutzten wir ein ganz neues System: Wir bauten Kanäle, so groß wie U-Bahn-Tunnel, in denen sämtliche Leitungen für Wärme, Wasser, Gas und Strom verlegt wurden. So entstand ein unterirdisches Versorgungsnetz für ungefähr 390 Hektar Bauland – heute bei sämtlichen Reparaturen und Erneuerungen die größte »aufgrabefreie Zone« der Bundesrepublik. 1977 begannen wir im ersten Wohngebiet von Marzahn mit dem Hochbau. Bald war alles eingespielt. Später wurde an anderen Standorten in Marzahn und auch in Hellersdorf weiter gebaut. Rund hunderttausend Wohnungen entstanden in den beiden Stadtbezirken, mit allen dazugehörigen Einrichtungen, mit Kaufhalle, Kinderkrippe und Kindergarten, Schulen, Gaststätten.

Um das zu bewältigen, halfen Bauarbeiter aus allen DDR-Bezirken. Die profitierten von der guten Berliner Versorgung und konnten auch die Verwandtschaft zu Hause regelmäßig beliefern. Doch ist es ein

Mythos, wie zu DDR-Zeiten oft behauptet, dass alle Baukapazitäten des Landes für die Hauptstadt abgestellt waren. Es hatte eher ein Austausch stattgefunden: In den fünfziger und sechziger Jahren, als ich selbst in Rostock baute, waren dort viele Berliner Betriebe im Einsatz. Später kamen Bauarbeiter aus den Bezirken zur Unterstützung nach Marzahn und vor allem nach Hellersdorf.

Durch die Plattenbauweise erreichten wir eine enorme Effektivität. Es gab neun Grundtypen für die Wohnhäuser, dazu kamen zwölf Typen für die gesellschaftlichen Einrichtungen. Auf dieser Grundlage konnte alles in enormem Tempo gebaut werden.

Anfang der neunziger Jahre gab es in Ostberlin zum ersten Mal keinen Wohnungsmangel mehr.

Heute existiert ein Überangebot an Wohnungen. Menschen ziehen aus Marzahn weg, weil sie anderswo Arbeit finden, oder aus sonstigen Gründen. Dadurch entstehen neue Probleme.

Wer ein Haus gebaut hat, möchte das Sterben des Hauses nicht erleben. Das Haus soll länger stehen, als man selbst lebt. Dennoch kann ich auch dem Rückbau etwas Positives abgewinnen: Die Wohnqualität steigt und damit auch die Wohnzufriedenheit. Die Leute bleiben sesshaft.

Was in den letzten zwölf Jahren an Modernisierung durchgeführt wurde, ist eine außerordentliche Leistung. Mit den neuen Möglichkeiten, mit dem Geld, den Maschinen und vor allem mit den Materialien, die in der DDR nie zur Verfügung standen, ist etwas

Großes geschaffen worden. Ich bin mir sicher: Wegen der Platte ist niemand ausgezogen.

Marzahn, heute Marzahn-Hellersdorf, ist zu einem eigenen Stadtbezirk geworden. Aber es ist ein Bezirk im Grünen, am Rande der Stadt. Bestimmte Einrichtungen darf man hier nicht erwarten. Man braucht auch nicht in jedem Bezirk ein Theater. Schon früher fuhren die Leute in die Stadt, um ins Theater, zur Oper oder zu einer Revue zu gehen. Und das wird so bleiben.

*Die Geschichte wurde aufgeschrieben von Stefan Strebler.*

Jürgen Hinze

## Das grüne Ungeheuer

Das Erste, was ich von Marzahn sah, war eine Ansammlung von Bauklötzen. Das war 1975. Ich befand mich in einem Ferienheim des *WBK Berlin* auf einem Lehrgang. Im Speisesaal krochen einige Leute auf dem Boden herum und stapelten die Klötze mal links, mal rechts herum.

»Ja, was macht ihr denn da?«, fragte ich einen.

»Wir bauen Marzahn auf«, war die Antwort.

An diesem Tag hörte ich zum ersten Mal von dem neuen Stadtbezirk. Es war keine Spielerei, was die Männer auf dem Boden trieben. Sie probierten etwas aus: Sie drehten die Klötze so lange hin und her, bis durch jedes Wohnzimmerfenster mindestens zwei Stunden am Tag die Sonne scheinen würde.

Ich war beeindruckt. Denn die Altbauwohnung in der Zionskirchstraße in Mitte, Baujahr 1862, die ich mit meiner Frau und unseren beiden Kindern bewohnte, war beinahe eine Ruine; dunkel und zugig, das Wasser lief die Wände hinunter, und die Toilette – eine Treppe höher gelegen – teilten wir uns mit den Nachbarn. Gern hätte ich eine helle, warme Neubauwohnung bezogen.

Auf dem Lehrgang wurde ich zum ehrenamtlichen Arbeitsschutzinspektor ausgebildet, und der Zufall wollte es so, dass ich ab 1979, inzwischen als hauptamtlicher Arbeitsschutzinspektor, gerade für Marzahn zuständig war. Durch meine Hartnäckigkeit in Sachen

Unfallschutz und Unfallrecht hatte ich mich für diese Aufgabe qualifiziert. Ich setzte mich für Verbesserungen in der Verkehrsführung ein, kontrollierte die Sicherheitsvorrichtungen auf Baustellen und untersuchte Verkehrsunfälle, um daraus Lehren für die Zukunft zu ziehen. Ich war für den Schutz und die Sicherheit der Arbeiter zuständig. Ich kannte das gültige Recht in- und auswendig, und wann immer es ging, versuchte ich es durchzusetzen.

Da ich viel auf Baustellen zu tun hatte, war mein grünes Moped das ideale Fortbewegungsmittel. Ich taufte es auf den Namen »Hühnerschreck«. Meine Frau Ingrid nähte mir dazu eine passende Jacke aus grasgrünem Kunstleder, die ich immer trug, wenn ich beruflich unterwegs war.

Eines Tages besuchte ich die Baustelle einer Schule in Marzahn. Als ich über das Gelände ging, hörte ich von einem Kran eine Stimme über Megaphon herunterschallen: »Achtung Leute, das grüne Ungeheuer kommt!«

Im ersten Augenblick wunderte ich mich, was das für eine seltsame Ansage war. Aber dann kapierte ich: Mit dem *grünen Ungeheuer* war ich gemeint!

Ich stieg auf das Dach der Schule. Dort oben befand ich mich genau auf Augenhöhe mit dem Kranführer, der den Spruch losgelassen hatte. Ich war nicht sauer. Ganz im Gegenteil.

»Du, hör zu«, rief ich zu ihm hinüber, »wenn du das jeden Tag dreimal ausrufst, kriegst du eines Tages den Verdienstorden.« Denn Tatsache war: Wenn die Bauarbeiter hörten, dass das grüne Ungeheuer kommt,

dann setzten sie ihre Helme auf, markierten die gefährlichen Stellen vorschriftsmäßig und verhielten sich entsprechend den Sicherheitsbestimmungen.

Allein mein Ruf sorgte für Achtsamkeit und Ordnung. So konnte ich es mir sparen, jedes Mal bis in den elften Stock hinaufzuklettern. Es reichte, wenn ich auf der Baustelle eintraf und sich die Nachricht verbreitete: »Das grüne Ungeheuer ist vor Ort!«

Ich war zufrieden mit meinem Ruf. Ich bin ein einfacher Mann, aber aufgrund meiner Arbeit musste mir jeder Kombinatdirektor und jeder Minister Rede und Antwort stehen, wenn ich das für nötig erachtete. Einmal zog ein hoch dekoriertes Brigadier den Kürzeren. Ich war gerade auf einer Baustelle eingetroffen. Von unten sah ich, wie in der achten Etage ein Brigadier mit einem Lehrling im Gespräch war. Sie standen direkt an der offenen Kante, völlig ungesichert. Ein Windstoß hätte genügt, und die beiden hätten zermalmt auf der Straße gelegen.

Ich ging ins Baubüro und schickte jemanden nach oben, um die beiden herunterzuholen.

Als ich den Brigadier darauf hinwies, dass er bei solch fahrlässigem Verhalten mit einer Geldstrafe rechnen muss, gab er sich gelassen: »Mit Geld drück ich euch die Oogen zu«, sagte er zu mir.

Zufällig wusste ich, dass er einen hohen Orden erhalten hatte, verbunden mit einer stattlichen Geldprämie. Mir war klar, dass wir mit einer Geldstrafe von tausend Mark wenig erreichen würden.

Meine Ansicht zu diesem Fall teilte ich daraufhin meinem Chef mit: »Wenn das so ist, dass einer sich

nicht an die Vorschriften halten muss, weil er genügend Geld hat, dann gebe ich meine Arbeit auf. Man müsste dem wegen verantwortungslosem Verhalten den Orden wegnehmen.«

Mein Chef stimmte mir zu.

Gemeinsam trugen wir den Fall der Generalstaatsanwältin vor. Es wurde ein langer Prozess, und gewiss spielten andere Sachen auch eine Rolle, aber das Ergebnis war: Der Orden wurde ihm wieder aberkannt. Er musste sogar die Geldprämie zurückzahlen.

Ich war so sehr mit der Sicherheit anderer Leute beschäftigt, dass ich kaum dazu kam, mich um das Wohlergehen meiner Familie zu kümmern. Die Wohnverhältnisse in der Zionskirchstraße waren katastrophal geworden. Das Dach kaputt, die Toiletten funktionierten nicht mehr. Die meisten Fenster durfte man nicht berühren, sonst wären sie zerplatzt. Nach jahrelangen Protesten hatten endlich Renovierungsarbeiten begonnen. Aber dadurch wurde die Situation nur noch schlimmer: Zu viert hausten wir in einem Zimmer. Meine Frau hatte eine schwere Infektion im Bein und humpelte auf Krücken.

Aus Verzweiflung rief sie im Büro von Konrad Naumann an, dem Parteichef von Berlin. Schon am nächsten Tag kam ein Mann von der Bezirksleitung in unsere Wohnung und sah sich die Zustände an. »Das ist mehr als notwendig, dass Sie eine neue Wohnung bekommen«, fasste er das Ergebnis seiner Inspektion zusammen. Er stellte uns eine Neubauwohnung in Marzahn in Aussicht.

Im Frühjahr 1985 durften wir das Wohnhaus in der Niemecker Straße 17 besichtigen. Ein bitterkalter Wind pfliff um die Häuser. Obwohl noch niemand im Haus wohnte, war es geheizt. Die Wohnungen waren angenehm warm. Wir schauten uns begeistert um. Ich kannte nicht nur Häuser Baujahr 1862 in Mitte, ich hatte auch schon in Indien in einem Palast gewohnt. Ich wusste, was es heißt, gut oder schlecht zu wohnen. Zu meiner Frau sagte ich: »Von hier aus geht's nur noch 1,80 Meter unter die Erde.«

Wir bereiteten uns voller Freude auf den Umzug vor. Zur Schlüsselübergabe fuhren wir zur *KWV Marzahn*. Außer uns waren dort noch viele Menschen versammelt, die an diesem Tag die Papiere für ihre neue Wohnung erhielten.

Nach und nach wurden alle aufgerufen. Der Warteraum leerte sich. Schließlich war es kurz vor fünf Uhr nachmittags, und wir waren als Einzige noch übrig. Ich ging zu den beiden Frauen von der Verwaltung und stellte mich vor.

»Was wollen Sie denn hier?«, fragte mich eine der beiden.

»Na, den Schlüssel für unsere Wohnung.«

»Ach, Sie wollen doch gar keine neue Wohnung«, sagte die eine, und als ich verduzt dreinschaute, fügte die andere hinzu: »Sie kriegen auch keine!«

Ich war fassungslos.

Die Frauen machten Feierabend, und wir standen ohne Wohnungsschlüssel da.

Meine Frau schickte ich nach Hause, dann schwang ich mich auf meinen »Hühnerschreck«. Zähne-

klappernd und mit Wuttränen im Gesicht düste ich zum Alex.

Direkt vor dem *Berolina-Haus* stellte ich mein Moped ab und stürmte ins Gebäude. Ich wollte den für Wohnungspolitik zuständigen Stadtrat sprechen. Sofort. Vorher würde ich nicht mehr nach Hause gehen. Eins hatte ich bei meiner Arbeit gelernt: Wenn du was erreichen willst, sprich nie mit dem Pförtner, sondern immer mit dem Chef.

»Hier ist schon Feierabend«, teilte mir die Sekretärin mit.

Aber ich ließ mich nicht aufhalten und platzte in das Büro des Stadtrates – mitten in seine Geburtstagsfeier. Geladene Gäste waren da. Häppchen und Sekt wurden gereicht. Ohne Umschweife beschrieb ich dem Stadtrat meine Situation.

Er hörte mir zu und wies mich an, dass ich am nächsten Morgen um acht in der »Räumung« sein soll. Dort würde ich meinen Schlüssel erhalten.

Am anderen Tag in der »Räumung« am Hackeschen Markt war ich immer noch zornig. Zunächst fand ich mich vor einem Glaskasten wieder, dahinter der Pförtner. Er musste einen Knopf drücken, um die Türe zu öffnen.

Ich wollte den Chef sprechen.

»Der Chef ist nicht da«, sagte er und machte keine Anstalten, mich einzulassen.

Da packte mich die Wut, und ich zog ihn durch eine kleine Öffnung im Glaskaten an seinem Schlips: »Du machst mir jetzt die Tür auf, sonst komme ich mit dem Stadtrat wieder!«

Tatsächlich gab er nach.

Bei der Sekretärin das gleiche Spiel: »Der Chef ist nicht da.« Aber ich hörte Stimmen aus seinem Büro und trat einfach ein.

Der Leiter der »Räumung« war schon auf mich vorbereitet. Er wusste genau Bescheid. Vermutlich hatte er »unsere« Wohnung an jemand anderes vermitteln wollen. Ein Anruf im *Berolina-Haus* sorgte endgültig für Klarheit. Als ich dorthin zurückkehrte, empfingen mich zwei äußerst freundliche Mitarbeiter. Jetzt lief alles reibungslos. Um halb elf hatte ich Papiere und Schlüssel in der Hand. Ich fuhr nach Hause und überbrachte meiner Frau Ingrid die erlösende Nachricht.

Über fünfzehn Jahre lebten wir glücklich und zufrieden in der Niemegker Straße, als uns im Sommer 2002 mitgeteilt wurde, dass wir das Haus verlassen müssen, weil es im Rahmen des so genannten *Stadtumbau Ost* abgerissen werden soll. Das war ein Schock für uns.

Aber dann fanden wir ein paar Straßen weiter eine neue Wohnung, im Besitz einer Genossenschaft. Der Innenhof ist sogar noch schöner als der alte – ein echter, kleiner Park.

Die Stille und die Natur genieße ich besonders. Deshalb lebe ich bis heute sehr gerne in Marzahn.

*Die Geschichte wurde aufgeschrieben von Stefan Strehler.*

Heidi Elgt

## **Strickmode für Dagmar Frederic**

Schon sehr früh interessierte ich mich für das Schneiden und die Kostümbilderei. Mein Wunsch war es, Kostümbildnerin an der Staatsoper zu werden. Leider wurde diese Stelle innerbetrieblich besetzt, so dass ich doch erst den Beruf der Schneiderin lernen musste. Gleichzeitig ging ich meinen künstlerischen Neigungen nach und probierte mich im damaligen *Haus der jungen Talente* aus. Ich zeichnete gern und widmete mich der Plastik.

Nach der Hochzeit und der Geburt meines Sohnes schenkte mir meine Mutti eine Strickmaschine. Ich legte sofort los, fand großen Gefallen daran und entwickelte mich immer weiter. Von Anfang an produzierte ich in unserem Haus im Lammersdorfer Weg, wo ich bereits seit dem Kindergartenalter wohne. Schon bald war ich in der Lage, die ersten Stücke nebenberuflich zu verkaufen und tat mich mit einer Freundin zusammen.

Doch zunächst musste für jedes Modell ein Preis festgelegt werden. Dazu fuhr ich nach Berlin-Mitte zu einer Kommission in der Klosterstraße, die meine Strickwaren einschätzte. Bereits hier fiel ich mit meinen Sachen auf, weil ich mit Stoff experimentierte, Applikationen und Pailletten verarbeitete. Damals fertigte ich nur Pullover, Jacken und Röcke, auch »Abendpullover« mit Paradiesvögeln drauf.

Nach dieser Preiseinstufung durfte ich meine Mo-

delle nun in Boutiquen verkaufen. Außerdem nahm ich mit einem Stand am Hellersdorfer Erntefest und am Marzahner Frühling teil. Dort waren meine Sachen sehr viel beliebter, als jene, die es in den Läden zu kaufen gab. Ich konnte individuelle Stücke herstellen, meine eigenen Ideen umsetzen und musste mich nicht an Vorgaben halten. Leute, die mich schon kannten, standen beim Marzahner Frühling bereits ab acht Uhr an. Um zehn war alles verkauft. Wahnsinn.

Weiterhin wurden mir Läden zugewiesen, die meine Sachen ankauften, zum Beispiel ein Geschäft in der Leipziger Straße.

Doch mit jedem neuen Modell musste ich zur Preiskommission, wo ich mir immer wieder Probleme einhandelte. Meine Stücke wurden von der Qualität her sehr hoch eingeschätzt und waren besser als die *Exquisit*-Ware. Dementsprechend musste auch der Preis ausfallen, obwohl der Stundenlohn nur 2,20 Mark betrug. Doch so lange konnte ich gar nicht an einem Stück arbeiten, um mit meinem Stundenlohn auf den hohen Preis zu kommen. Somit gestaltete sich die Kalkulation recht schwierig und brachte die Preiskommission immer wieder ins Schwitzen.

Nachdem mich auch die »Gewerbe-Damen« im Rat des Stadtbezirks kennen gelernt hatten und unterdessen selbst von mir gefertigte Sachen trugen, spazierten sie eines Tages mit mir über eines der Volksfeste und sagten: »Gucken Sie mal, das hier sind unsere selbstständigen Handwerker!« Da fiel es ihnen wie Schuppen von den Augen: »Solch ein Gewerbe wäre doch auch was für Sie!« Ich solle versuchen, ein

Hauptgewerbe anzumelden, nachdem ich meine Sachen bislang nur nebenberuflich verkauft hatte.

Zur Stadtbezirkversammlung der Abgeordneten, auf der über mein Gewerbe entschieden werden sollte, hatte ich einen Stand mit meinen Modellen aufgebaut, damit die Verantwortlichen sehen konnten, ob meine Strickwaren in den Bezirk passen. Meine Kollektion überzeugte, und so bekam ich 1988 schließlich das Gewerbe.

Bis dahin hatte ich als mithelfendes Familienmitglied meinen Mann in seinem Taxiunternehmen unterstützt. Nun gab er sein Taxigewerbe – auch wegen der ständigen Suche nach Ersatzteilen – auf und wurde *mein* mithelfendes Familienmitglied.

Doch mit dem Gewerbe wiederholte sich das Dilemma mit den Preisen, die nach der Strickordnung von 1953 festgelegt waren. Um meine Modelle kalkulieren zu können, sollte ich zunächst im so genannten Leitbetrieb vorstellig werden, bei den *Berliner Strickmoden*. Dort waren drei Einstufungen nach Qualitätskriterien vorgegeben. Doch der Preiskalkulator konnte sich nicht entscheiden – meine Modelle fielen aus dem Rahmen.

Also wandte ich mich erneut an die Preiskommission in der Klosterstraße, wo ich bereits bekannt war. Aber auch dort konnten meine Sachen nicht eingeschätzt werden, so dass ich schließlich beim Wirtschaftsrat landete. Dort kam man auf die Idee, mich in den Bereich »Kunst« einzustufen.

Das war für mich die beste Lösung. Nun konnte ich wie ein freischaffender Künstler jedes Teil neu ent-

werfen, selber kalkulieren und die Orte bestimmen, an denen ich meine Waren anbiete.

Es lief wunderbar, so auch bei den Handwerkertagen im *Palast der Republik*. Hier verkaufte ich eine komplette Halbjahresproduktion innerhalb von vier Stunden! Die Leute rissen sich förmlich um meine Sachen. Es machte riesigen Spaß.

Meine erste Modenschau ergab sich 1992. Ich brauchte Stoff für meine Applikationen und ging in ein Kaulsdorfer Einrichtungshaus. Dort fragte ich, ob ich öfter kleinere Mengen Stoff bestellen könnte.

Als ich mit der Geschäftsführerin sprach und ihr meine Sachen zeigte, sagte sie: »Oh, die sind ja toll! Könnten Sie zu meinem Geschäftsjubiläum nicht mit einer kleinen Modenschau auftreten? Ein paar Models würde ich organisieren.«

»Probieren wir es!«, willigte ich ein, obwohl es für mich eine Premiere war.

Auch Dagmar Frederic trat bei dieser Veranstaltung auf und sang einige ihrer Lieder. Sie hatte meine Kreationen auf dem Ständer hängen sehen, kam auf mich zu und fragte, ob sie ihren Kostümbildner Rolf Nöller mal vorbeischicken könne. Was für ein schöner Moment für mich.

Nach etwa einem Monat stand der Kostümbildner, der für ihre Auftritte und Fernsehsendungen zuständig war, tatsächlich in der Tür, schaute sich meine Modelle an und nahm sein Handy heraus: »Daggi, das können wir machen!«

Fünf Jahre lang stattete ich Dagmar Frederic für die Sendung »Wünsch dir was« aus. Dann wurde das

Konzept der Sendung geändert. Während sie früher im Studio aufgenommen wurde, kamen nun Außen- aufnahmen hinzu, bei denen es mitunter so kalt war, dass sie einen Mantel tragen musste. Damit endete diese Zusammenarbeit.

Modeschauen gehören mittlerweile fest zu meinem Jahresprogramm – ob im *Hotel Unter den Linden*, zur Unternehmerparty im Marzahner-Hellersdorfer Wirtschaftskreis oder beim *Bund für Mittelständische Wirtschaft*. Außerdem stelle ich in meinem eigenen Atelier regelmäßig Herbst- oder Frühjahrskollektionen vor.

Mit Frau Frederic stehe ich noch immer in Verbindung. Zur diesjährigen 25-Jahr-Feier von Marzahn-Hellersdorf im Chinesischen Garten wechselten wir uns auf der Bühne ab: Sie sang eine Viertelstunde, dann präsentierte ich meine Mode.

Und es war schön zu sehen, dass sie wieder meine Sachen trug.

*Die Geschichte wurde aufgeschrieben von Dietmar Bender.*



Detlef Habrom

## **Orangen gegrillt, Cordhose gewässert, Brand erfolgreich bekämpft**

Ich war Trassenbauer, arbeitete in der Ukraine auf Montage. Im Urlaub hatte ich in Berlin eine Frau mit zwei kleinen Jungs kennen gelernt. Ich zog mit in ihre viel zu kleine Anderthalb-Zimmer-Wohnung nach Baumschulenweg. Wir kombinierten Kinder- und Schlafzimmer.

Als wir uns 1978 das Ja-Wort gaben, ermöglichte mir mein Job im Ausland den Anspruch auf eine Wohnung aus dem Kontingent des Berliner Magistrats. Das hatte man unter anderem auch für Montagearbeiter eingerichtet.

So bekamen wir auf unseren Antrag eine Vier-Raum-Wohnung mit einem fast zehn Meter langen Flur. Der Korridor wurde bald zur Rennstrecke für die Plastik-Kipper der Jungs: Stundenlang kurvten der Fünf- und der Dreijährige mit den seinerzeit modernen Spielzeugautos hin und her.

Unser Umzug nach Marzahn gestaltete sich nicht ganz einfach. Meine Sachen lagen und standen zum Teil noch in der elterlichen Wohnung, zum Teil bei meiner Frau. Mit Hilfe meiner Kollegen vom Energieversorgungskombinat konnten wir einen Lastkraftwagen vom Betrieb chartern. Der hätte jedoch nie für alle Möbel, Kisten und Kartons ausgereicht. Also schnürte ich mir im Vorfeld jeden Abend ein Bündel und fuhr mit der S-Bahn von Baumschu-

lenweg nach Marzahn. In Ostkreuz musste ich umsteigen.

Als ich einmal Tisch und Stühle im Gepäck hatte, hielt mich ein »Rotkäppchen« – wie wir die Bahnbeamten nannten – an: Umzüge mit öffentlichen Verkehrsmitteln durchzuführen war verboten. Ich bat ihn um eine Ausnahme – und er ließ mich gewähren. Unsere neue Wohnung in Marzahn lag an der so genannten Südspitze, direkt an der Bahntrasse, gegenüber vom heutigen Hornbach-Baumarkt. Die Jungs waren nicht nur wegen der Rennstrecke im Flur glücklich und wegen der Baustelle vor der Tür – der reinsten Abenteuerspielplatz! Sie begeisterten sich auch an der Eisenbahn, die vor unserem Fenster vorüberfuhr. Sie entwickelten sich zu echten Fans. So standen wir öfter sonntags, wenn ihre Mutter noch mit der Wäsche zu tun hatte, und schauten hinaus. Ich erklärte ihnen die Zugtypen und was die Waggons geladen hatten. Damit konnten wir Stunden zubringen.

Wir lebten dort nicht lange gemeinsam. Noch im Jahr 1979 wurden wir geschieden. Ich nahm eine Ein-Raum-Wohnung hinter der Marzahner Gaststätte *An der Feuerwache*.

Inzwischen hatte ich vom Energiekombinat zur Baumechanik Hennigsdorf gewechselt. Der Betrieb unterhielt eine Zweigstelle in Hohenschönhausen, in der Plauener Straße. Wir reparierten Lastkraftwagen für die Betriebe, die in der so genannten Berlin-Initiative arbeiteten.

In einer Nachtschicht kam mein Schweißer auf die

Idee, sich bei der Arbeit auf ein Benzinfass zu setzen. Plötzlich explodierte sein Untersatz, und ehe wir es uns versahen, fing die ganze Bude an zu brennen!

Wir rannten um unsere Leben. Alle schafften es noch nach draußen. Vor unseren Augen ging ein Ersatzteillager im Wert von mehreren Millionen DDR-Mark in Flammen auf. Es knallte um uns herum, alles war im Nu schwarz. Wir befürchteten, dass alle LKWs ins die Luft geflogen waren.

Ein merkwürdiges Gefühl beschlich uns – wir wussten nicht, was wir am nächsten Tag tun sollten, ohne Werkstatt, ohne Material. Das war im Sommer 1982. Von diesem Tage an wollte ich nie wieder untätig und hilflos zusehen, sollte es irgendwo brennen. Mit Kollegen gründete ich eine Betriebsfeuerwehr. Ich besuchte Lehrgänge bei den Berufsblauröcken in Weißensee.

Der abgebrannte Werkteil in der Plauener Straße wurde wieder aufgebaut. Wir reparierten nun nicht mehr LKWs, sondern Baumaschinen. Einige Kollegen gehörten zur Freiwilligen Feuerwehr Marzahn. Als sie sahen, wie ich mich engagierte, luden sie mich ein in ihren Verein. Das war im Jahr 1985. Seitdem bin ich dabei. Von November 1997 bis November 2003 war ich als Wehrleiter eingesetzt.

Ich erinnere mich an einen Brand, den ich gleich in meiner Anfangszeit erlebte. Es war kurz vor Weihnachten. Ich hatte mir an diesem Tag eine neue Cordhose gekauft, so ein buntes Teil mit auffälligem Muster. Die trug ich, als plötzlich die Sirene ging. Ich rannte los zur Wache. Es war üblich, dass wir unsere

Straßenklamotten einfach anbehielten und die grünen Overalls darüber zogen.

Schon auf dem Weg zum Brandort wurde klar, dass uns ein härterer Einsatz bevorstand: In der Otto-Winzer-Straße stand das Lager einer Kaufhalle, in dem Seifen und Drogerieartikel untergebracht waren, in Flammen. Als wir Richtung Ahrensfelde fuhren, sahen wir schon die schwarzen Qualmwolken.

Wir rein, in voller Montur, mit Masken vor dem Gesicht. Wir setzten sowohl Löschschaum als auch Wasser ein. Zum Schluss wateten wir durch die knöcheltiefe Brühe. Die neue Hose hatte ihre »Feuertaufer« erhalten.

Als wir den Atemschutz abnahmen, stach uns ein bestialischer Geruch in die Nase. Wir schauten uns um: Da stand eine Palette mit den Resten von Orangenkisten. Diese Lieferung hatte wohl jemand »nach hinten« gestellt, um sie für das Personal zu reservieren. Kaum zu glauben, wie gebratene Apfelsinen stinken können!

Im Nachhinein wurde festgestellt, dass ein Lagerarbeiter aus Ärger über den Chef oder der Chefin das Feuer gelegt hatte.

Ich habe die Brände nicht gezählt, an deren Bekämpfung ich beteiligt war. Zu unserer Wehr gehören heute 35 Kameraden, außerdem 19 Ehrenmitglieder und sogar 41 Kinder. Die Jugendwehr unterteilt sich in zwei Gruppen, für die Jüngeren und für die Älteren. Wir bieten den Heranwachsenden eine sinnvolle Freizeitbeschäftigung.

Pieper und Sirenen rufen uns zu den Einsätzen. Heute wohne ich in der Nähe der Feuerwache im Dorf Marzahn. 1998 zog ich hier in eine Zwei-Raum-Wohnung. Dieser Standortvorteil brachte mir die Funktion des Zugführers beim Katastrophenschutz ein: Wenn es Alarm gibt, fahre ich mit dem Lift aus der achten Etage nach unten, springe in mein Auto und sause um die Ecke. So bin ich schneller als zu Fuß, da müsste ich zwei Häuserblöcke entlangrennen. Denn es gilt nach wie vor: Innerhalb von drei Minuten rücken wir mit unserer Technik zum Einsatz aus!

*Die Geschichte wurde aufgeschrieben von Sabine Schulz.*

Christine Hannemann

## **Die »Platte« – Wohnform einer DDR-Generation**

Meine Familie wohnt bereits in der vierten Generation in Berlin, in beiden Hälften der Stadt. Für mich als Ur-Berlinerin gehörten die Neubaugebiete und Plattenbauten jedoch nie zu meinem Lebensraum, sondern eher die gründerzeitlichen Innenstadtbezirke und Nordberlin.

Meine ersten Berührungen mit der »Platte« ergaben sich, als ich von 1981 bis 1986 an der Humboldt-Universität Soziologie studierte. Um nebenbei etwas Geld zu verdienen, nahm ich als Interviewerin an der Untersuchung »Wohnen 86 – Marzahn« teil.

Die DDR-Neubaugebietsforschung hatte ihren Ursprung in Leipzig-Grünau, wo unter Alice Kahl untersucht wurde, wie sich die sozialistische Lebensweise in diesen neuen Wohnstrukturen ausprägt. Am Institut für Soziologie der Humboldt-Uni leitete die damalige Bereichsleiterin für Stadtsoziologie, Loni Niederländer, eine Studie, die mit der Leipziger Grünau-Forschung kooperierte.

Für die Untersuchungen wurden Soziologie-Studierende eingesetzt, die mit Fragebögen Face-to-face-Interviews führten, wie man heute sagen würde. Dazu erhielt jeder teilnehmende Student ausgewählte Adressen oder einen ganzen Wohnblock zugewiesen. »Mein« Hochhaus befand sich in der Marchwitzastraße. Der Wohnblock war »bekannt«, weil er aus

irgendeinem Grund »verkehrt herum« stand. Auch ich merkte dies, als ich den Eingang des Hauses suchte. Der *Eulenspiegel* ließ es sich nicht nehmen, diese Posse auf die Schippe zu nehmen.

Zum ersten Mal betrat ich eine solche Plattenbauwohnung. Die Menschen waren unglaublich bereitwillig, sich auf diese Befragung einzulassen. Sie nutzten die Gelegenheit, auch alle Probleme in diesen Häusern anzusprechen. So führte mir ein Mann vor, dass es im ganzen Haus zu hören ist, wenn er in seiner Wohnung das Licht einschaltet. Bis heute sind die Bauten sehr hellhörig.

Andererseits sprachen die Leute von einer großen Zufriedenheit mit ihrer Neubauwohnung, was auch spätere Untersuchungen bestätigten.

Zu DDR-Zeiten war dies für mich gut nachvollziehbar: Die meisten Menschen hatten gar keine andere Chance, anderswo eine komfortable Wohnung zu finden, sie kamen aus unsanierten Altbauten oder zogen von außerhalb nach Berlin. Wohnraum war knapp, und eine Neubauwohnung hatte einen hohen Wert.

Wie ging es nun weiter, mit mir und der »Platte«? Ich gehörte zwar zu den leistungsstarken Absolventen, war aber nicht in der Partei. So konnte ich nicht, wie ich gerne wollte, am Soziologie-Institut der Humboldt-Uni bleiben, sondern musste in den sauren Apfel beißen und landete in der Bauakademie. Diese »Absolventenlenkung« musste ich akzeptieren, da mir angedroht wurde, dass ich sonst mein Diplom nicht erhalten würde. Ich hatte ja zu Beginn des Studiums unterschrieben, dass ich bereit sei, nach dem Studium

für drei Jahre dorthin zu gehen, wo es »die Gesellschaft« für notwendig hält.

Das Institut für Wohnungs- und Gesellschaftsbau der Bauakademie war praktisch das »Plattenbau-Institut« der DDR. So kam ich erneut mit den Großsiedlungen in Berührung.

Ich kam in die Abteilung »Prognose«, die sich mit der weiteren Entwicklung der Wohnbedürfnisse in den Neubaugebieten beschäftigte. Da jedoch keiner mehr auf Prognosen setzte, war diese Abteilung zum »Abstellgleis« verkümmert: Hier arbeiteten vor allem Leute, die zwar einen Anspruch auf einen Posten in der Bauakademie hatten, mit denen man aber nicht viel anzufangen wusste.

Mein erster Arbeitsauftrag umfasste die Erarbeitung einer Studie zur weiteren Entwicklung der Wohnbedürfnisse aus soziologischer Sicht. Hier »prognostizierte« ich, dass sich eine immer größere Schere zwischen den neu gebauten Wohnungen und den Bedürfnissen der Menschen entwickeln würde. Die Neubauten entsprachen nicht mehr den Anforderungen, nicht wirklich dem, wie die Menschen wohnen wollten. So waren die Kinderzimmer mit ihrer Mindestgröße von zehn Quadratmetern sehr klein. Gerade zwei Betten, ein Schrank und ein Tisch passten hinein, Spielflächen gab es keine. Hinzu kam die Uniformierung der Wohnungen – nicht ohne Grund hieß *AWG* im Volksmund: *Alle wohnen gleich*.

In jener Zeit beschäftigte ich mich erstmals auch mit den Grundriss-Wissenschaften, die in den zwanziger Jahren von großen deutschen Architekten wie Bruno

Taut oder Ernst May diskutiert wurden. Demnach sollten alle Räume gleich groß und nicht in dieser Hierarchisierung angeordnet sein, wonach das Wohnzimmer der größte, das Schlafzimmer der zweitgrößte und das Kinderzimmer der kleinste Raum ist. Bruno Taut war ein Verfechter der Idee, dass die Räume je nach Wohnsituation flexibel gestaltbar sind.

Der Grundriss war auch bei meinen Untersuchungsergebnissen der Hauptkritikpunkt an der »Platte«. Wenn wir fragten: »Was stört Sie am meisten?«, wurde zuerst der Grundriss angesprochen und damit verbunden die Lärm- und Geruchsbelästigung.

Will man die Leute heute in den Neubaublocks halten, müssen meines Erachtens die Wohnungs-Grundrisse geändert werden! Nach der Wende wurde zwar unglaublich viel Geld in die Wohnumfeldverbesserung – Bänke, Grünpflanzen, Klettergerüste – und auch in die Sanierung der zu DDR-Zeiten gebauten Häuserblocks gesteckt, aber an den Grundriss wollte keiner so richtig heran, wohl wissend, dass dies am teuersten ist. Erst in den letzten Jahren besann man sich eines Besseren.

In all die Arbeiten mit der »Platte« brachte ich stets eine gewisse Distanz zur gesamten Wohnungsbaupolitik mit hinein, schaute auf Positionen, die sich kritisch damit auseinandersetzten: uniformiertes Wohnen, reine Schlaf-Funktion der Wohngebiete, wenig Möglichkeiten für Freizeit, Kultur und Bildung in den Wohngebieten. Aus meiner Perspektive eine

relative Ödnis, weil ich als Berlinerin andere Wohnsituationen erlebt hatte.

Dennoch war immer wieder zu verzeichnen, dass die Menschen, die sich für diese Wohnungssituation entschieden hatten – und nur diese wurden ja befragt – es für sich als Gewinn betrachteten. Eine andere Möglichkeit eröffnete sich ihnen allerdings auch nicht, schließlich standen nur drei Wohnangebote zur Verfügung: Eigenheim – und wer hatte zu DDR-Zeiten schon die Möglichkeit zu bauen –, die liegen gelassene Altbausubstanz mit Ofenheizung und ohne fließend Warmwasser und eben die Vollkomfortwohnung.

Dass sich die überwiegende Mehrheit der Leute mit ihrer Wohnsituation abgefunden hatte und zufrieden war, nennt man in der Soziologie auch *kognitive Dissonanz*, das heißt: Kein Mensch kann jeden Morgen aufstehen und sagen: »Oh Gott, ist das hier schrecklich!«, sondern er arrangiert sich mit den Gegebenheiten.

Die hohen Zufriedenheitszahlen überzeugten mich dennoch nicht.

Aber das war meine Außenwahrnehmung. Die Binnenwahrnehmung der Bewohner stellte sich differenzierter dar. Auch ich lernte durch meine Forschung, dass diese scheinbare, vor allem durch die Gebäudestruktur hervorgerufene Monotonie gar nicht vorhanden war und ist.

Heute würde ich nicht mehr von einer Ödnis sprechen, auch wenn es nicht meine bevorzugte Wohnsituation ist. Und dass die Medien nach der Wende

die »Platte« in Grund und Boden schrieben, fand ich schon immer sehr problematisch, weil es nach wie vor nicht den Realitäten entspricht.

Als ich über mehrere Stationen 1990 eine Stelle als wissenschaftliche Mitarbeiterin der Technischen Universität erhielt und viele Anfragen zur »Platte« beantworten musste, wurde mir klar, dass meine Erfahrungen und Erkenntnisse zu den DDR-Neubausiedlungen auch für Wissenschaftler aus der Alt-Bundesrepublik interessant sind. Dort gibt es ebenfalls sehr viele Großsiedlungen.

Die Neubaugebiete waren keine Idee der DDR oder des Sozialismus, sondern entsprangen der Industrialisierung des Bauens in den zwanziger Jahren, ausgehend von gravierenden Wohnungsproblemen – ein sehr wichtiger Aspekt bei der Beurteilung der Plattenbauten.

Mit der Zeit gewann ich eine historische Perspektive zu meinem Untersuchungsgegenstand und beschäftigte mich mit den Anfängen des industriellen Wohnungsbaus sowie der Umsetzung nach 1945. Damals wurde weltweit in allen industrialisierten Ländern das industrielle Bauen sehr stark forciert, ob in Skandinavien, Großbritannien oder Frankreich, dem Mutterland der »Platte«. Die Franzosen waren die Ersten, die nach 1945 eine staatlich getragene Strategie zum Großsiedlungsbau in industrieller Bauweise verfolgten.

Französische Stadtforscher, Architekten und Stadtplaner waren es dann auch, die ich nach der Wende als eine der ersten Gruppen durch Marzahn führte.

»Das ist ja hier wie in Frankreich!«, sagten sie.

Ich hatte bis dahin noch nie eine französische Großsiedlung gesehen und dachte nur: »Was erzählen sie mir denn da? Das kann doch nicht sein!«

»Bei uns sieht es viel schlimmer aus! Was habt ihr denn gegen diese Gebiete?«, fragten sie.

Diese Begegnung – und es folgten noch weitere dieser Art – hatte meinen Blick noch weiter geschärft. Zum ersten Mal wurde mir bewusst, dass es von außen auch positive Sichtweisen auf solche Siedlungen geben kann.

Während sich die Grundstrukturen der Siedlungen in Ost und West ähneln, liegen die Unterschiede zum Beispiel in der Verkehrsanbindung. In der DDR wurden die Wohngebiete stets für werktätige Menschen konzipiert, weshalb ein gut ausgebauter Nahverkehr wichtig war, während dies in den westlichen Ländern nicht zum Schwerpunkt gehörte.

Trotz meiner differenzierter werdenden Betrachtungen zu den Großsiedlungen, meine ich heute, dass jede Gesellschaft ihre Wohnform hervorbringt. Die »Platte«, wie sie in der DDR gebaut wurde, gehört somit auch in die DDR-Zeit, zu einer bestimmten Generation. Das ist zu akzeptieren und gehört einfach zur Realität dazu.

Aber mit der jetzigen Gesellschaftsform scheint mir das Wohnen in Großsiedlungen nicht unbedingt kompatibel. Mit ihrer uniformierenden Grundstruktur haben sie eine relativ geringe Chance, sich zu einem bevorzugten Wohngebiet zu entwickeln, denn

in einer *individualisierten* Gesellschaft ist auch das Wohnleitbild in diese Richtung beeinflusst.

Will heute jemand dokumentieren, dass er gesellschaftlich erfolgreich ist, sieht er das Eigenheim als das Nonplusultra an. Das zeigt sich in allen Wohnwunsch-Befragungen sowohl in Ost als auch in West immer wieder, obwohl dies aus volkswirtschaftlicher Sicht die unökonomischste und kostenaufwendigste Wohnform darstellt. Eine kleinere Gruppe bevorzugt das Innenstadtwohnen, entweder im sanierten Altbau – in Ostdeutschland allerdings nicht so verbreitet – oder auch in Penthouse-Wohnungen.

Die »Großsiedlung« ist zwar lebenswerter als ihr Ruf, wird sich perspektivisch jedoch überholen. Das ist die Quintessenz aus meinen Forschungen.

*Die Geschichte wurde aufgeschrieben von Dietmar Bender.*

Gabriele Franik

### **»Was heißt hier Gemini?«**

Diese Überraschung war gelungen! Keiner hatte damit gerechnet, als mich die Frauenärztin im März des Jahres 1982 über meine *Zwillings*-Schwangerschaft informierte. Ich bin die erste in unserer Familie, die eine derartige Nachricht erhielt.

Unser Drei-Personen-Haushalt – Stefan, mein Mann, ich und unser Sohn Thomas, zu diesem Zeitpunkt zwei Jahre alt – war auf diesen Zuwachs in keiner Weise vorbereitet. Wir wohnten in einer Zwei-Raum-Wohnung in Lichtenberg.

Der Gang zur Wohnungsbaugenossenschaft fiel uns schwer. Wir scheuten die Bürokratie aus gutem Grund, erinnerten wir uns doch noch zu gut an die Prozedur bis zur Zuweisung unserer Wohnung nach der Geburt von Thomas im Jahr 1979. Anträge, Ablehnungen, Eingaben bis hin zum Staatsrat der DDR hatten erst im Mai des Jahres 1980 zum gewünschten Erfolg geführt.

Nun also ein neuer Anlauf.

Die Räumlichkeiten unserer Wohnungsbaugenossenschaft hatten sich in den vergangenen zwei Jahren nicht verändert: Ein langer, dunkler, nur spärlich beleuchteter Korridor, ausgelegt mit ausgetretenem Linoleum empfing uns. An den Wänden thronten klobige Bänke. Da wir uns telefonisch zu einem Gespräch angemeldet hatten, mussten wir dort nur kurz ausharren. Wir wurden aufgerufen.

Der recht betagte Mitarbeiter, der uns hinter der Tür mit dem Schild *Wohnungszuweisung* erwartete, gehörte zum Typ »Bürohengst«. Er saß uns gegenüber. Ich betrachtete die füllige Figur, die biedere Frisur. Er würde über unsere Zukunft entscheiden. Höflich lächelnd blinzelte er über den Rand seiner bestimmt fünfeinhalb Dioptrien messenden Brille.

»Wir möchten einen Wohnungsantrag auf eine größere Wohnung stellen. Ich erwarte Zwillinge«, so eröffnete ich das Gespräch.

Er zog die Augenbrauen hoch, seine Miene blieb unbewegt, fast gelangweilt: »Auch 'ne schöne Masche! Was denken Sie, was sich die Leute alles einfallen lassen, wenn sie eine größere Wohnung haben wollen. Nehmen Sie es mir bitte nicht übel, aber beweisen Sie mir erst einmal, dass Sie Zwillinge erwarten!«

Sprachlos starrte ich ihn an. Über so etwas scherzte ich doch nicht. Ich rang nach Fassung. »Reicht der Eintrag ›Gemini‹ im Schwangerenausweis als Beweis?«, fragte ich so sachlich wie möglich.

Der Alte murmelte etwas von: »Was heißt hier *Gemini*?«

Ungehalten erwiderte ich: »*Gemini* heißt Zwillinge, das kommt aus dem Lateinischen.«

Missmutig schaute uns der Beamte an. Ohne ein weiteres Wort schob er uns das Antragsformular über den Schreibtisch.

Die Wochen vergingen. Am 17. Mai wurde ich auf die pränatale Station des Oskar-Ziethen-Krankenhauses eingewiesen. Das war in dieser Zeit eine medizinische

Vorsorgemaßnahme für alle Mütter mit bevorstehender Mehrlingsgeburt.

In diesem Klinikbereich durften sich keine Kinder aufhalten. So bekam ich meinen kleinen Sohn eine Ewigkeit nicht zu Gesicht. Mein Mann besuchte mich einmal die Woche, mehr schaffte er nicht bei dem Programm, das er um die Ohren hatte – er stand ganz alleine da: In seinem Fernstudium zum Ingenieur lernte er für die bevorstehenden Abschlussprüfungen, er ging arbeiten und versorgte Thomas.

In dieser Zeit wurde zu allem Überflus auch noch unser Auto gestohlen, ein alter graufarbener *3,11er Wartburg*. Glücklicherweise fand die Polizei ein paar Tage später den Wagen kurz vor der polnischen Grenze wieder. Wir benutzten ihn bald darauf selbst für eine illegale Tour ...

Ende Mai erhielten wir ein Schreiben der Wohnungsbaugenossenschaft. Man teilte uns mit, dass wir eine Wohnung in Marzahn bekommen könnten. Diese Nachricht überbrachte mir mein Mann im Krankenhaus. Er jubelte durch das Zwei-Bett-Zimmer: »Wir haben es geschafft, wir bekommen eine Vier-Raum-Vollkomfortwohnung mit Hobbyraum im neu entstehenden Marzahn! Ist das nicht ein Wahnsinn?!« Es dauerte, bis dieser Satz bei mir ankam. »Wann?«, fragte ich. »Und wo genau?«, wollte ich wissen, obwohl ich Marzahn nur aus den Medien kannte. Von der Ausdehnung dieser Baustelle besaß ich keine Vorstellung.

Mein Mann, von Beruf Vermesser, erklärte mir ganz außer sich vor Freude: »Dort, wo ich vor ein paar



Monaten messen war. Ich habe dir davon erzählt, erinnerst du dich? Dort wo der Blindgänger aus dem Zweiten Weltkrieg vom Munitionsbergungsdienst entschärft wurde.«

Ich nickte viel sagend.

»Unser Haus ...«, so sprudelte es aus meinem Mann heraus, »unser Aufgang ist noch im Bau.«

Anfang Juni erhielt er den Schlüssel für die uns zugewiesene Wohnung, die er sich noch am selben Tag anschaute. Anschließend kam er zu mir ins Krankenhaus, um mir alles detailliert zu berichten. Wir verabredeten uns, am Sonntag, den 6. Juni gemeinsam nach Marzahn zu starten.

Doch der Arzt verweigerte mir den Ausflug strikt. Die Begründung: Es wäre zu aufregend und meiner hochschwangeren Situation nicht angemessen. Mein Bauchumfang betrug zu diesem Zeitpunkt immerhin schon 108 Zentimeter.

Ich war empört. »So etwas Unmenschliches«, dachte ich. »Das lasse ich mir nicht gefallen.«

Wir spazierten den erlaubten Rundgang im Krankenhausgelände. Dann gingen wir einfach zum Tor hinaus, das war nicht allzu schwer. Mit unserem wiedergefundenen *Wartburg* »brausten« Stefan und ich in Richtung Marzahn.

Er fuhr und fuhr. Wir tauchten in eine riesige Baustelle ein: Kräne säumten unseren Weg. Überall standen angefangene Plattenbauten. Weit und breit gab es kein Straßennetz. Sandberge türmten sich, eine gigantische Schlammwüste, nirgends ein Baum, ein Strauch.

Endlich bog mein Mann aus der Heinrich-Rau-Straße, der heutigen Märkischen Allee, rechts in die damals noch durchgehende, aber sehr holprige Alfred-Döblin-Straße ein. Sie stellte ein Zufahrtsprovisorium für die Baufahrzeuge dar. Wir rollten ganz langsam und behutsam, denn was wir jetzt gar nicht brauchen konnten, war das Einsetzen meiner Wehen. Kurz darauf hielten wir vor dem Hauseingang Nr. 43 der Ludwig-Renn-Straße, unserer neuen Adresse. Mein Herz schlug vor Aufregung bis in den Hals, meine Knie zitterten, als ich das Auto verließ und wir gemeinsam in die zweite Etage des nach Beton und Farbe riechenden Hauses stiegen. Mein Mann schloss unsere Wohnungstür auf ...

Ein riesiges Reich tat sich auf, genügend Raum für fünf Familienmitglieder. Zentralheizung, warmes Wasser aus der Wand und ein sechs Meter langer Balkon! So kann das Glück aussehen. Euphorisch fielen wir uns in die Arme.

Wir kamen wieder zu uns. Die Wohnung war rohbaufertig. Die Wände zeigten sich in schlichtem Betongrau. An einer Stelle hatte ein Bauarbeiter ein Zeichen hinterlassen: »Zwei Kästen Bier reichen! Gruß Kalle.«

Na, denn Prost! Ernüchert, doch voll Tatendrang fuhr mich mein Mann in die Klinik zurück.

Sechs Wochen blieben meinem Mann zum Tapezieren. »Raufaser« hieß das Zauberwort der Zeit. Wir hatten sie glücklicherweise »unter der Hand« bekommen. Mein Mann klebte und weißte, was das Zeug

hielt. Hier und da halfen mein Vater und zwei seiner Kollegen, aber da Stefan beim Arbeiten pingelig genau war, verprellte er die Verstärkung und stand zum Schluss allein da.

Am 21. Juli 1982 war es so weit: Mein Mann zog mit unserem gesamten Hab und Gut nach Marzahn. Am gleichen Tag entband ich zur Mittagszeit zwei kleine, kerngesunde eineiige Zwillingmädchen – Christin und Janine.

Bereits am 30. Juli konnten wir drei die Wochenstation des Krankenhauses verlassen. Die beiden »Männer« der Familie holten uns in das neue Heim. Es war bereits komplett eingerichtet. Hinter uns allen lag eine Wahnsinnsleistung.

Seit dieser Zeit ist Marzahn mein Zuhause.

*Die von Gabriele Franik aufgeschriebene Geschichte wurde bearbeitet von Sabine Schulz.*

Gerhard Lange

## **Vier Mann, vier Ecken**

Anfang der achtziger Jahre, ich war gerade fünfzig geworden, zog ich nach Marzahn. Meine Ein-Raum-Wohnung lag im neunten Stock eines Elfgeschossers – gleich neben dem Durchgang zum Nachbarhaus. *Durchgang* stand auch groß an der Wand, größer als mein Name. Leuten, die mich besuchen wollten, sagte ich: »Ich heiße Durchgang.« Sonst hätten sie mich nicht gefunden.

Die Wohnung war klein, doch ich fühlte mich darin sehr wohl. Das setzte Kräfte frei. Die brauchte ich auch, denn ich wurde gebraucht.

Damals standen hier erst wenige Häuser. Aus der Liebensteiner Straße konnte man die Ahrensfelder Kirche sehen. Es gab Baustellen, viele Baustellen. Die waren bei den Kindern als »Spielplatz« sehr beliebt. »Wenn da was passiert!«, wurde gewarnt und gejammert: »Wie kriegt man die Kinder bloß von den Baustellen weg?«

Ich dachte: »Da muss sich jemand drum kümmern. Wieso jemand? Ich kümmere mich!«

Am Kindertag funktionierte es, da war so viel los, dass die Kinder beschäftigt waren. Doch wir brauchten nicht nur eine Lösung für den einen Tag.

Was kann für Kinder attraktiver sein als Baustellen?

Ein Karussell!

Mir fiel ein, dass ich die fantastische Familie Moll aus Eberswalde kannte. Molls besaßen ein Karussell und

waren bereit, damit nach Marzahn zu kommen, wenn ich den Transport organisiere.

Kein Problem. Schnell fand ich ein paar junge Bauarbeiter, die Traktor fahren konnten, und Leute, die Diesel hatten. Wir planierten den Modderplatz an der Mehrower Allee und richteten ihn für das Kinderkarussell her. Es konnte losgehen.

Was ich erst in Eberswalde erfuhr: Der Familie Moll gehörte auch eine Tiershow. Da die geplante Fläche ausreichte, holten wir den ganzen Rummel mitsamt Tieren nach Marzahn. Die Kinder waren begeistert, die Erwachsenen zufrieden.

Die Sache brachte übrigens noch einen unerwarteten Nebeneffekt mit sich: Es lag kein Glas mehr auf den Straßen. Warum? Dazu habe ich eine Geschichte:

Um halb sieben fragte der Junge seinen Vater am Fernseher: »Willst du nicht ein Bier trinken?«

»Ja, gerne.«

»Ich hole es dir.«

Er rannte in die Kaufhalle und zurück. Kurz vor sieben drängelte er: »Vati, trink mal schnell aus.«

»Ja, warum denn?«

»Ich muss die Flasche abgeben. Dafür gibt's dreißig Pfennig Pfand, damit kann ich noch mal Karussell fahren.«

Ja, so war das. Alles bestens.

Nicht alles. Die Kinder in der Holzstraße, die im Heim lebten, die behinderten, waren ausgeschlossen von dem Vergnügen.

Ich schlug vor: »Wir machen ein Fest für sie. Sie sollen auch den Rummel benutzen dürfen.«

Die Rummelarbeiter maulten: »Jetzt auch noch am Vormittag arbeiten!«

Die Bauarbeiter murrten: »Was wollen die denn hier?«

»Wir schenken denen jetzt den Rummel.«

Schon stürmte die kleine Horde auf das Kettenkarussell und all die anderen Gefährte. Ein Sechzehnjähriger, vielleicht zwei Zentner schwer, blieb abseits in seinem Rollstuhl und schaute auf die Walzerbahn.

»Der will auch mal fahren.«

»Das schafft ihr nicht, den kriegt ihr da nicht rein!«

Damit waren die Rummelarbeiter an ihrer Ehre gepackt: »Was, das schaffen wir nicht?«

Vier Mann, vier Ecken, der Junge wurde aus dem Rollstuhl gehoben und in die Walzerbahn gesetzt. Als er jäh anfang zu schreien und zu juchzen, drückte der Bediener erschrocken den Knopf und stoppte die Bahn.

»Weiterfahren, weiterfahren bitte!«, rief die Betreuerin. »Er freut sich, das Schreien ist Freude.«

Freude war es dann auch für die Rummelarbeiter, die den Jungen auf die Walzerbahn gehoben hatten. Sie ließen ihn herumfahren, bis er genug hatte. Zum Schluss noch einmal: Vier Mann, vier Ecken – und er saß wieder in seinem Rollstuhl.

Weiter ging es mit der Tiershow. Neben einem kleinen Äffchen zog vor allem Martin, der Löwe, das Interesse der Kinder auf sich. Sie hielten gebührenden Abstand.

Als Beate Moll ein Puma-Junges aus dem Käfig auf

den Arm nahm, stürzte ein Junge aus der Gruppe auf sie zu, um es anzufassen.

»Zurück!«, schrie die Betreuerin.

Alle standen wie erstarrt. Warum sollte er das Tier nicht streicheln wie eine große Katze oder – wie Haare?

»Nein! Das ist unser kleiner Rowdy. Wenn wir S-Bahn fahren, dreht er mit den Fingern alle Schrauben raus. Nicht auszudenken, was er mit dem Puma anstellt!«

Frau Moll – selbst Mutter und nicht nur im Umgang mit Löwen und Pumas erfahren – sagte: »Wir probieren es.« Sie führte die Hand des Jungen vorsichtig an das Fell.

Der kleine Puma hielt still, und die kleinen Finger des »Rowdys« begannen, ihn sanft zu kraulen.

Alle waren gerührt und begeistert.

Inzwischen ist das über zwanzig Jahre her und eine von den vielen Geschichten aus Marzahn, die ich noch erzählen möchte – als Chronist der Reste.

*Die Geschichte wurde aufgeschrieben von Bert Thinius.*

Mogens Pittack

## **Wild-West in der Ost-Schule**

Als ich 1983, zu Beginn der zehnten Klasse nach Marzahn zog, empfing mich hier eine regelrechte Wüste. Lediglich ein paar Blocks ragten aus dem Sand. Die Gegend um die Schule war eine einzige Baustelle.

Ich erinnere mich gut an eine Begebenheit aus meinem ersten Marzahner Winter. Es lag reichlich Schnee, so veranstalteten wir in den Hofpausen regelmäßig Schneeballschlachten. Wir Zehntklässler waren eine Handvoll sechzehnjähriger Kerle – die Lehrlinge auf den Baustellen um uns herum höchstens eins, zwei Jahre älter. Kleine Frotzeleien waren an der Tagesordnung.

In einer Hofpause fingen die Lehrlinge an, uns von der Baustelle aus mit Schneebällen zu bewerfen. Wir zögerten nicht lange, blieben ihnen nichts schuldig. Irgendwann gingen die Bauarbeiter dazu über, Steine in ihre Schneebälle zu drücken. Als wir das bemerkten, zogen wir nach.

Die Lehrlinge indes waren nicht zimperlich. Ihre Steine wurden immer größer. Als dicht neben mir einer niederging, sah ich: Der »Einleger« hatte beinahe Faustformat.

»Gut«, dachte ich mir, »das kannst du auch.« Meinen nächsten Schneeball stattete ich ebenfalls mit einem Stein aus. Ich schickte ihn in die Lüfte – und traf ungünstigerweise einen Lehrling am Kopf.

Der Getroffene zeigte Nerven, seine Kollegen eben-

falls. Dabei hatten sie angefangen mit diesem Mist. Kurz darauf rückten die Lehrlinge auf den Schulhof vor und pöbelten uns an. Das Unheil nahm seinen Lauf.

Wie bei den meisten Marzahner Schulen handelte es sich auch bei der unsrigen um eine Doppelschule. Normalerweise waren die Schüler der einen mit denen der anderen Schule spinnefeind. Sobald jedoch Fremde in unser Territorium eindrangten, waren wir ein Team.

Alles Weitere lief ab wie in einem Western: Einem Lauffeuer gleich verbreitete sich die Kunde vom Angriff der Lehrlinge. Die ersten Jungs aus der anderen Schule eilten herbei, andere hinterher – und schon tobte die reinste Massenschlägerei.

Nicht lange, da standen unsere Lehrer und die Lehrlingsausbilder auf der Matte. Verzweifelt versuchten sie, uns auseinander zu bringen. Natürlich bekam der eine oder andere Lehrer dabei etwas ab – aus Versehen, versteht sich.

Das Ganze hatte natürlich ein Nachspiel. Eilig wurde ein Fahnenappell einberufen. Auf ihm erklangen die üblichen Phrasen. »Die Bauarbeiter sind unsere kommunistischen Brüder«, bekamen wir zu hören. »Im Namen des Volkes bauen sie Marzahn auf, da habt ihr sie gefälligst nicht mit Steinen zu bewerfen!« Damit war der Fall erledigt.

Auch, was in unserer Schulaula abließ, zeugte nicht immer von den besten Sitten. So kursierte das Gerücht, die Essensfrauen würden für gewöhnlich die

Hälfte des Essens, die guten Sachen, behalten und mit nach Hause nehmen. Ganz aus der Luft gegriffen kann dieser Verdacht nicht gewesen sein.

Eines schönen Tages stand »Schnitzel mit Gemüse, Kartoffeln und Soße« auf dem Programm. Als wir zur Mittagspause in die Aula einrückten, erblickten wir jedoch lediglich Kartoffeln und Soße.

»Wo ist denn das Fleisch geblieben?«, fragte ich die Essensfrau.

»Mecker nicht«, brummte sie und haute mir eine Kelle Spaghetti-Goulasch über meine Kartoffeln. Das Zeug roch wie von vorgestern und sah auch nicht gerade appetitlich aus.

»Entschuldigen Sie, das soll unser Essen sein?«, wurde ich etwas deutlicher.

»Was willst du, so steht's auf dem Plan«, erwiderte sie ungerührt. »Der Nächste bitte!«

Schweigend saßen wir in der Aula und beäugten verunsichert unser Essen. Zur Krönung des »Festmahls« erschien die Küchenfrau an unserem Tisch und überreichte jedem einen Apfel.

»Das kann ja wohl nicht wahr sein!«, dachte da wohl nicht nur ich. Kurz darauf musste ich mich ducken, denn an meinem Kopf zischte ein Apfel vorbei. War ich etwa schuld an diesem Essen? Wütend hob ich den Apfel auf, warf ihn zurück – und traf das große Honecker-Bild.

Das rief den diensthabenden Aufsichtslehrer auf den Plan. »Wer war das?«, schrie er und gab damit ungewollt den Startschuss für eine regelrechte Essenschlacht. Nicht nur Äpfel, ganze Tablettts flogen durch

die Luft. In Kürze glich die Aula dem Austragungsort eines Massakers.

Selbstredend veranstaltete die Schulleitung andern-tags den üblichen Fahnenappell. Erneut wurde uns strengstens untersagt, so etwas noch einmal zu tun. Diesmal jedoch ging die Direktion einen Schritt wei-ter: Jeder, der dabei gewesen sei, solle vortreten, hieß es. Andernfalls habe die gesamte Schule mit einer har-ten Strafe zu rechnen.

Peinliche Stille trat ein. Niemand trat vor.

Plötzlich fing ein älterer Lehrer an, sich fürchterlich aufzuplustern. »Die Partei«, überschlug sich sein dünnes Stimmchen, »wird euch alle zur Strecke brin-gen!«

Aus gänzlich anderem Holz war unser Sportlehrer. Er verfügte nicht nur über eine kräftige Stimme, sondern dazu über eine Statur wie King Kongs kleiner Bruder. Seinem beherzten Eingreifen hatten wir es übrigens zu verdanken, dass unsere Auseinandersetzung mit den Bauarbeitern nicht wirklich übel endete.

Er unterrichtete uns in Sport und Staatsbürgerkunde. In »Stabü« begann er seinen Unterricht folgender-maßen: »Was ich euch jetzt beibringen muss ... das müsst ihr nun mal lernen. Tut mir Leid.«

»Okay«, erwiderten wir, »uns tut es auch Leid.«

Natürlich mussten wir die in diesem Fach üblichen Arbeiten schreiben. Er kontrollierte sie ordnungs-gemäß, ließ aber keinen Zweifel daran aufkommen, dass es sich hierbei größtenteils um Phrasen handelte, die wir im Prinzip nur auswendig lernen mussten. Wir standen in seinem Fach alle mindestens auf Zwei.

Dass ich die zehnte Klasse sogar mit »Sehr gut« ab-schloss, hatte folgenden Grund: Eines Tages nahm mich der Lehrer beiseite und fragte: »Was hältst du eigentlich von einer Sonderarbeit?«

»Was für eine Sonderarbeit?«, fragte ich zurück.

»Woran dachten Sie denn da?«

»Schreib doch mal einen Artikel über Nicaragua!«

Ich setzte mich hin, fabrizierte besagten Artikel – und wurde mit einem FDJ-Abzeichen in Silber ausge-zeichnet. Somit stand auf meinem Zeugnis in »Stabü« automatisch die Eins.

Als die Prüfungen nahten, fragte ich meinen Lehrer: »Beabsichtigen Sie, mich mündlich zu prüfen?«

»Halten Sie mich für dämlich?«, fragte er zurück.

Überhaupt war dieser Mann einer, den die heutige Jugend wahrscheinlich einen »richtig coolen Typ« nennen würde. Als er sich einmal mit seiner Frau ver-kracht hatte, zog er kurzerhand in seinen *Lada*. Er wohnte regelrecht in seinem Auto. Sogar eine kleine Küche hatte er darin installiert. Er hängte einen Zelt-kocher ans Fenster und bereitete darauf sein Essen zu. Dieser Lehrer war wirklich ein guter Mann – offenbar zu gut für den Schulbetrieb. Die Verantwortlichen versetzten ihn schon bald in die Verwaltung und machten ihn kurzerhand zum Inspektor.

Sicher klingt meine Erzählung nicht gerade nach hei-ler Welt, aber so fühlte sie sich nun mal an, meine zehnte Klasse in Marzahn, 1983.

*Die Geschichte wurde aufgeschrieben von Frank Nussbücker.*

Stefan Welke

## Der Ministerbesuch

Marzahn liegt gleich neben Ahrensfelde, wo ich geboren wurde und aufgewachsen bin. Als Schulkind fuhr ich mit dem Vorortzug nach Lichtenberg, um dort schwimmen zu lernen oder für einen Tierparkausflug. Später dann, als junger Mann, gelangte ich mit dem Zug zur Arbeit. Immer musste ich dabei durch Marzahn. Marzahn war für mich immer schon da, und ich war immer schon in Marzahn.

Mitte der achtziger Jahre arbeitete ich für ein Jahr in einem konfessionellen Altersheim in Angermünde, weil ich Theologie studieren wollte. Leider bekam ich im Anschluss keinen Studienplatz und musste mir deshalb eine andere Arbeit suchen. Eine Zeitungsannonce führte mich nach Biesdorf zum *Konsum*, und dort wurde ich prompt als Lagerarbeiter eingestellt. Meine erste Arbeitsstelle war eine Kaufhalle mitten im Neubaugebiet.

Als ich dort ankam, fand ich ein wildes Stadtbild vor: Zwischen von Baufahrzeugen zerrupften Baumalleen standen halb zerstörte Bauernhäuser mit abgedeckten Dächern; neben schlammigen Baugruben ragten drei oder vier bereits fertig gestellte Wohnblocks auf – und mittendrin in diesem Wirrwarr stand eine Papphalle. Das war meine neue Arbeitsstelle.

Die Pappkaufhalle stellte sich als unerwartet komfortabel heraus. Es gab nicht nur einen ordentlichen Verkaufsraum, sondern auch ein riesiges Lager, ein

Extra-Büro für den Chef und seinen Stellvertreter sowie einen abgetrennten Raum für das Flaschenleergut.

Außer einer Handvoll Familien, die bereits in die neuen Wohnungen eingezogen waren, bevölkerten Scharen von Bauarbeitern die Gegend. Da auf dem Bau immer Bier getrunken wird, kam der Leergut-Annahme eine besondere Bedeutung zu. Dort war mein Arbeitsplatz.

Neben Bier gab es bei uns Konservendosen, vornehmlich Linsen. Diese hatten wir in großen Mengen vorrätig. Ansonsten war das Angebot – von den Grundnahrungsmitteln abgesehen – spärlich.

Ich arbeitete gerade eine Woche in der Kaufhalle, als sich hoher Besuch ankündigte: Der Minister für Handel und Versorgung wollte sich einen persönlichen Eindruck von der Versorgungslage in unserem neuen Stadtteil verschaffen. Sofort fingen wir an, die Kaufhalle gründlich zu säubern, denn jeden Tag liefen dort Dutzende von Bauarbeitern mit matschigen Stiefeln umher.

Wenige Tage vor dem Besuch des Ministers kam eine neue Herausforderung auf uns zu: Zu unserer Überraschung trafen pausenlos Warenlieferungen ein. Die Grundnahrungsmittel, die wir normalerweise mit einer halben Palette bevorrateten, rollten stapelweise an. Wir wussten kaum, wo wir die Sachen unterbringen sollten. Bisher führten wir drei Sorten Brot. Nun hatten wir plötzlich fünfzehn im Angebot. Die Waren überschwemmten uns. Tag und Nacht mussten wir ackern, um alles zu verstauen.

Am Morgen des Ministerbesuchs waren wir erschöpft, doch unsere Kaufhalle war bestens sortiert und eingeräumt. Wir hatten alles rechtzeitig fertig.

Fast alles. Nur die leeren Flaschen hatten wir nicht mehr weggeschafft. Die Leergutannahme quoll über.

Es war nicht zu übersehen, dass der überwiegende Anteil aus Bierflaschen bestand. Nun war es zu spät, denn wir wussten nicht, um welche Uhrzeit der Minister eintreffen sollte. Der ganze Tag war für den Besuch vorgesehen.

Zuerst kreuzten die Männer von der Staatssicherheit und vom Personenschutz auf. Ganz unauffällig, in Anzügen, inspizierten sie die Regale. Ich weiß nicht, was sie wirklich wollten. Die Bauarbeiter kannten keine Hemmungen und witzelten lauthals über die stak-sigen Gestalten.

Ich fegte gerade die Rampe, als einer von den Anzug-leuten zu mir kam und mich fragte: »Na, wer ist denn Ihr Chef?«

»Na ja, wissen Sie, das ist der Herr Mai«, antwortete ich.

»Ist er denn verheiratet?«, fragte der Mann.

»Die Frage kann ich gerade noch beantworten«, dachte ich mir, und sagte: »Nein, der ist frisch geschieden.«

Dann stellte er eine weitere Frage. Mir war sie zu seltsam, und ich bot ihm an: »Wenn Sie wollen, hole ich den Herrn Mai her, dann können Sie ihn selbst fragen.«

Aber das wollte er auf keinen Fall. Weg war er.

Gegen Mittag traf der Minister mit großem Gefolge

ein. Die ganze Gruppe spazierte durch die Kaufhalle. Sie begutachteten alle Regale samt den Waren, die darin auslagen. Ich wartete hinten an der Leergutannahme und sah das Gefolge immer näher kommen.

Schließlich stand mir der Minister direkt gegenüber und staunte über die Berge von Leergut. Er fragte mich nach dem Grund für die vielen leeren Flaschen. Etwas verlegen antwortete ich wahrheitsgemäß: »Na ja, die Leute hier trinken halt etwas viel.«

Ich sah, dass ihn diese Antwort nicht zufrieden stellte. Nachdenklich stapfte er zum Ausgang der Kaufhalle und sah sich vor der Türe etwas um. Er blickte auf die verlassenen Bauernhöfe. Vielleicht überlegte er, woher die Leute kamen, die so viel tranken.

Nach fünf Minuten kam er wieder rein und sprach nochmals mit mir. Als der Minister sich nur mit einem Kopfnicken verabschieden wollte, gab ich ihm meine Hand, und wünschte einen »schönen Dienst«. Das verblüffte ihn sichtlich. Er brachte geradeso ein »Auf Wiedersehen« heraus. Dann verließ er endgültig samt Begleitern den Raum.

Für uns lohnte sich der ganze Aufwand am Ende, denn kurz darauf bekamen wir direkt vom Werk *Eberswalder Würstchen* geliefert.

*Die Geschichte wurde aufgeschrieben von Stefan Strebler.*



Tamara Hentschel

## Aufbruch im Wohnheim

Eines Tages im Frühsommer 1987, ich wohnte gerade ein Dreivierteljahr in Marzahn-Nord, staunte ich nicht schlecht: Als ich in die Kaufhalle kam, wimmelte es dort von kleinen Menschen mit schwarzen Haaren. Alle hatte das Gleiche an – die Frauen trugen Jeans, eine blaue Popelinojacke und im Haar eine rosa Haarspange; die Männer liefen in Jeans und einem grünen Parka herum. Sie wuselten durch die Kaufhalle und öffneten viele Tüten, um zu schauen, was darin ist: Zucker, Salz oder Mehl? Offensichtlich konnten sie kein Wort Deutsch. Ich wunderte mich, und dachte: ›Wird sich wohl um eine Delegation handeln.«

Ein paar Tage später kamen meine Kinder zu mir und berichteten begeistert: »Mutti, da sind Vietnamesen eingezogen.«

»Ja, wo denn?«, wollte ich wissen.

»Na, da hinten, wo noch gebaut wird.«

Die Kinder mochten die Vietnamesen, weil sie so freundlich und fröhlich waren. Sie brachten bald eine junge Frau mit nach Hause, Lieu. Auch ich fand Lieu sympathisch. Wir verständigten uns mit Händen und Füßen und lachten viel dabei.

Meine Kinder besuchten Lieu oft im Wohnheim. Ich erkundigte mich genauer nach der Lage des Heims und stiefelte eines Abends mit dem Hund dorthin. Ich wollte schauen, ob man dort vielleicht Arbeitskräfte

sucht – vor kurzem hatte ich mich von meinem Mann getrennt, war nun allein mit meinen beiden Kindern und suchte nach einer neuen Arbeit in Wohnnähe.

Und tatsächlich – an der Eingangstür hing ein Schild: »Rezeptionspersonal gesucht«. Ich notierte mir, wo man sich melden sollte. Am nächsten Tag bewarb ich mich telefonisch und erhielt eine Zusage. Nun konnte ich mich im Wohnheim bei der Heimleitung vorstellen.

Herr Jakobeit, der Heimleiter, überraschte mich mit einer schlechten Nachricht: »Nee, tut mir Leid, die Stelle ist besetzt.«

›Das darf nicht wahr sein«, dachte ich, ›die einen sagen dir zu, die anderen ab!« Ich hatte mich schon so gefreut – endlich nicht mehr der ewige Fahrtweg zur Arbeit. Deshalb ließ ich nicht locker und fragte, ob es noch andere Arbeitsplätze gäbe.

»Ja, die Betriebe suchen Betreuer«, erfuhr ich von Herrn Jakobeit.

»Welche Betriebe?«, fragte ich.

»*Fortschritt*, *BEDAMO* und *Treffmodelle*.«

»So ein Zufall. Ich komme aus der Bekleidungsbranche, die Betriebe kenne ich alle!« Ich sprang sofort vom Wohnheim in die nächste Telefonzelle und rief die Kaderabteilung von *Fortschritt* an.

»Ach, das ist ja schön«, sagten die, »dann kommen Sie mal gleich vorbei, und wir schließen den Arbeitsvertrag.«

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen.

Ich war zufrieden mit meiner neuen Arbeitstelle, nicht nur wegen des kurzen Arbeitsweges. Zwar hatte

ich keine Vorstellung, was konkret zu tun sein würde, aber es ging darum, Menschen zu betreuen – und mit Menschen wollte ich immer gerne arbeiten. Außerdem war ich im Geist der Solidarität erzogen und freute mich, dass ich unseren vietnamesischen Brüdern und Schwestern helfen konnte. Ich war neugierig auf die fremden Menschen.

Meine Arbeitseinweisung war enttäuschend. Ich erfuhr nichts über kulturelle oder soziale Hintergründe unserer Gäste, andersherum war es offensichtlich auch nicht vorgesehen, ihnen etwas über unsere Kultur zu vermitteln. Man erzählte mir: »Also, die Vietnamesen sind klein und haben schwarzes Haar und sehen alle gleich aus. Und sie arbeiten hier.«

Meine erste Aufgabe war die Verteilung der Post. Ich machte mich mit den Briefen auf den Weg.

Da kam mir eine Vietnamesin entgegen: »Machen Post?«

»Ja, Post«, antwortete ich.

»Geben mir. Verteilen«, sagte sie.

Da ich die Namen ohnehin nicht zuordnen konnte, dachte ich, das sei eine gute Lösung und händigte ihr die Briefe aus.

Meine Kollegen waren entsetzt. Weil die Vietnamesen so wild auf Nachrichten von zu Hause waren, schleppten sie alle Briefe mit sich herum, statt sie zu verteilen; sie lasen auch gern in fremden Briefen. Natürlich wusste ich nicht mehr, wem ich die Post in die Hand gedrückt hatte.

Ich musste die Vietnamesen zum Deutschunterricht, zur Einkleidung oder zum Arzt begleiten und allge-

mein darauf achten, dass alles in Ordnung ist. Das nahm teilweise seltsame Züge an: Wir wurden aufgefordert, die Schränke zu kontrollieren, ob diese auch gut aufgeräumt wären. Bei der von mir betreuten Gruppe – dies waren hauptsächlich Süd-Vietnamesen – musste ich, wenn sie Post erhielten, Absender und Empfänger notieren. War einer von ihnen krank, sollte ich dreimal am Tag klingeln und nachsehen, ob er auch zu Hause ist. Nach und nach entpuppte sich der Betreuungs- als Überwachungsjob.

Andere seltsame Dinge geschahen: Allen Kindern wurde verboten, die Heimbewohner zu besuchen. Das betraf auch meine eigenen Kinder. Mir wurden Disziplinarmaßnahmen angedroht, falls ich nicht auf meine Kinder achte. Die Vietnamesen sollten am besten gar keinen Kontakt zur deutschen Bevölkerung haben. Zur Arbeit und in die Kaufhalle – das war alles, was vorgesehen war.

Lieu kam trotzdem weiter zu uns nach Hause. Das konnte man einfach nicht verbieten.

Das Wohnheim war überbelegt. Drei bis vier Personen schliefen in einem Zimmer, bis zu zwölf Menschen in einer Drei-Raum-Wohnung. Weil die Vietnamesen in drei Schichten arbeiteten, kamen die Bewohner nie richtig zur Ruhe. Ständig wurde gekocht – Vietnamesen essen dreimal am Tag warm. Die hygienischen Bedingungen waren nicht sehr gut. Es gab keine Waschmaschinen, alles wurde von Hand gewaschen. Immer und überall hing Wäsche zum Trocknen herum.

Dazu für viele Frauen die Aussicht, ihre Kinder, die

sie zu Hause zurückgelassen hatten, erst in fünf Jahren wiederzusehen. Ich war selbst Mutter. Es hätte mir das Herz zerbrochen.

Ich weiß nicht, warum, meine Kollegen interessierten sich nicht für die Hintergründe. Ich jedoch fragte immer weiter. Ich erfuhr, dass die Menschen hier arbeiteten, um sich in Vietnam ein Haus zu bauen. Nun ja, ein eigenes Haus bauen, das war in der DDR ein Luxus. Aber dann erfuhr ich, dass es in Vietnam keine Mietwohnungen gibt und alle Menschen in eigenen Häusern leben. Diese bestehen oft nur aus einem Raum. Ganze Familien leben darin. Nach und nach begriff ich, wie arm diese Menschen waren. Lieu erzählte mir auch vom Krieg, von den vielen, furchtbaren Zerstörungen. Je mehr ich über das Leben der Vietnamesen erfuhr, umso stärker engagierte ich mich für ihre Rechte und ihr Wohlergehen in der DDR.

Sechs Monate, nachdem ich meine Arbeit aufgenommen hatte, gab es einen kleinen Aufruhr im Wohnheim. Eine der Frauen war hochschwanger. Als es bekannt wurde, stand sie schon kurz vor der Entbindung. Das Kind kam im Krankenhaus zur Welt. Als die junge Mutter entlassen wurde, hatte sie nicht mehr als zwei Windeln bei sich. Damit traf sie im Wohnheim ein. Offensichtlich war niemand auf diese Situation vorbereitet. Keiner wusste, was zu tun ist. In dem überfüllten Wohnheim herrschten schlechte Bedingungen für eine Mutter mit einem Säugling. Ich suchte die nötigsten Dinge für ein Baby zusammen. Einen Bettbezug, ein Laken, ein paar

Strampler, eben alles, was ein Baby so braucht. Ich holte einen alten Kohlenkorb aus dem Keller und reinigte ihn. Das wurde das Bettchen für das Baby. Ich war froh, als wir eine Grundausrüstung zusammenhatten.

Aber was war mit der Mutter? Thuy saß apathisch neben ihrem Baby und wusste nichts damit anzufangen. Eine Frau von der Mütterberatung stattete ihr einen Besuch ab und stellte fest, dass Thuy eine Wochenbettpsychose hatte. Sie konnte ihr Baby durch den ganzen Stress nicht stillen. Die Versorgung des Säuglings war unter diesen Bedingungen nicht gewährleistet. Er musste wieder ins Krankenhaus.

Von da an begleitete ich Thuy jeden Tag, wenn Sie ihr Baby im Krankenhaus besuchte. Ich hoffte, dass sie ihr Kind bald wie jede Mutter lieb haben würde. Bei den gemeinsamen Besuchen unterhielten wir uns, und so erfuhr ich bald mehr. Man hatte die Vietnamesen in einem Lager geschult, bevor sie nach Deutschland gekommen waren. Dort hatte man ihnen klar gemacht, dass sie auf keinen Fall Kinder bekommen dürften. Falls doch, müssten sie zwangsausgewiesen werden.

Thuy hatte Angst vor der Ausweisung. Sie sagte zu mir: »Wenn ich nach Vietnam komme, muss ich sterben und mein Kind auch.«

Das hielt ich für übertrieben. »So schnell stirbt es sich nicht«, antwortete ich.

Thuy nahm ihr Kind nach und nach an. Es fiel ihr immer schwerer, es alleine im Krankenhaus zurückzulassen.

Es war kurz vor Weihnachten, als ich mit dem Arzt darüber sprach. Er sagte: »Also gut, sie kann das Kind zunächst tagsüber mitnehmen. Und dann sehen wir weiter.« Als das gut klappte, durfte Thuy das Baby übers Wochenende aus dem Krankenhaus holen.

Aber die Leitung des Betriebes stellte sich quer: »Nein, Kinder sind im Wohnheim nicht erlaubt!«

Ich bot an, dass die beiden übers Wochenende zu mir kommen könnten. Aber auch das wurde nicht genehmigt.

Ich besprach mich mit dem Arzt, der uns unterstützte. Er sagte: »Wir hängen das nicht an die große Glocke. Sie nehmen Mutter und Kind am Wochenende bei sich auf, und am Sonntagabend bringen Sie das Baby wieder ins Krankenhaus.«

So machten wir es an zwei Wochenenden. Nachdem diese Aufenthalte positiv verlaufen waren, teilte der Arzt mir mit, dass er das Baby jetzt entlassen kann. Ich sagte im Betrieb und im Wohnheim Bescheid, weil Thuy sich nun um ihr Baby kümmern musste.

Ich war entsetzt, als meine Vorgesetzte mir mitteilte, dass die Abschiebung von Thuy vorbereitet wird: Das Kind sollte direkt vom Krankenhaus und die Mutter vom Wohnheim zum Flughafen gebracht werden.

Mittlerweile wusste ich, dass die Säuglingsnahrung, die Thuy für ihr Baby brauchte, weil sie nicht stillen konnte, auf dem Schwarzmarkt in Vietnam ein Vermögen kostete. Außerdem galt das Baby, da es offiziell keinen Vater hatte, in Vietnam als Bastard, als nicht lebenswert. Thuy hatte nicht übertrieben, als sie mir sagte, das Leben des Babys sei in Vietnam bedroht.

Wiederum sprach ich mit dem Arzt. Er war sehr kooperativ: »Okay, dann bescheinige ich ihr eine Fluguntauglichkeit.« Damit waren Thuy und ihr Baby vorläufig vor der Abschiebung gerettet.

Sie wurden schließlich doch im Wohnheim untergebracht und erhielten dort ein eigenes Zimmer. Aber sonst gab es nichts. Thuy konnte nicht mehr arbeiten gehen, verdiente also auch kein Geld. Sie bekam keine Mutterschaftszahlung wie die DDR-Mütter. Im Betrieb, einem reinen Frauenbetrieb, hätte man über Spenden schnell helfen können, so wie wir Solidarität gelernt hatten. Aber auch von dort keine Unterstützung. Thuy besaß keinen Kinderwagen, keine Babykleidung, kein Geld. Es war beschämend. Der Widerspruch zwischen der vom Staat verkündeten Solidarität und der Wirklichkeit wurde immer drastischer.

Ich fühlte mich überfordert: Da waren eine Mutter und ein Baby, denen ich helfen wollte. Aber mein Engagement wurde mit Argwohn verfolgt. Es gipfelte darin, dass die Betriebsleitung ein Kontaktverbot aussprach. Thuy und ich durften uns offiziell nicht mehr sehen.

In der Zwischenzeit waren Thuy und ich nicht nur Verbündete, sondern auch Freundinnen geworden. Wir hielten heimlich Kontakt. Auf ihrem Weg zur Mütterberatung schlüpfte sie schnell in meine Wohnung.

Sie wusste nicht, wie sie sich und ihr Baby in Vietnam hätte ernähren können. Doch sie wollte ihr Baby nach Hause bringen und dann zurückkommen, um hier

weiter zu arbeiten. Schulden hatten sich angesammelt, weil sie von ihren Freundinnen hatte Geld leihen müssen.

Ich schrieb für sie einen Brief an den Generaldirektor des Betriebes und bat darin um eine Urlaubsreise mit dem Baby. Die Direktion willigte ein. Kurz nach Ostern sollte es losgehen. Das Baby war mittlerweile vier Monate alt, so dass es auf vorwiegend milchfreie Nahrung umgestellt werden konnte.

Thuy und ich feierten Ostern zusammen mit unseren Kindern. Obwohl die Trennung von ihrem Baby bevorstand, freuten wir uns auch, dass sie bald wiederkommen würde. Es war eine zwiespältige Freude.

Und dann kam doch alles anders: Zwölf Stunden vor Abflug kippten die vietnamesischen Funktionäre den Bescheid und wandelten die Urlaubsreise in eine Endausreise um. Es war nichts mehr zu machen. Thuy flog mit ihrem Baby nach Vietnam und kehrte nie wieder zurück. Später erfuhr ich, dass sie auch in ihrem Heimatland von ihrem Kind getrennt leben musste, da es als Bastard galt.

Was ich am Anfang nicht verstanden hatte, warum man diese Menschen so unwürdig behandelt, das stellte sich nach und nach als »vertraglich geregelt« heraus: Die Vietnamesen waren nicht als Menschen gekommen, sondern als Arbeitsklaven. Alle menschlichen Belange waren in dem Vertragswerk zwischen der DDR und Vietnam ausgeblendet. In den Jahren 1987 und 1988 wusste ich davon noch nichts und stolperte deshalb von einem Erstaunen ins nächste.

Langsam begriff ich, dass es gar nicht darum ging, die Vietnamesen als Brüder und Schwestern zu behandeln. Je klarer ich das erkannte, umso vehementer wurde mein Widerstand gegen die vorgeschriebene Behandlung. Infolgedessen verlor ich im Frühjahr 1990 als Erste meinen Arbeitsplatz als Betreuerin.

Nach 1990 kehrten viele der Vertragsarbeiter in ihr Heimatland zurück. Ungefähr ein Drittel von ihnen blieb hier. Das Wohnheim, in dem ich gearbeitet hatte, fungierte bis 1994 als Anlaufstation für Vietnamesen aus ganz Deutschland. Danach wurde es geschlossen.

Meiner Aufgabe blieb ich treu. Bis heute bin ich Leiterin des *Reistrommel e. V.*, eines Vereins, dessen Initiatorin ich bin, und der sich seit nunmehr vierzehn Jahren um vietnamesische Menschen in Berlin kümmert.

*Die Geschichte wurde aufgeschrieben von Stefan Strebler.*

Werner Schmidt

## Plötzlich konnte ich beten

Ich kann zupacken. Ich bin ein Mann vom Bau, gelernter Dachdecker. Zu DDR-Zeiten leitete ich eine so genannte Komplex-Brigade. Vier Gewerke – Maurer, Dachdecker, Zimmerleute und Dachklempner – arbeiteten da zusammen. Zu meiner Truppe zählten bis zu zwanzig Männer, im Lehrlingsalter bis an die fünfzig Jahre. Die alten Häuser in Prenzlauer Berg instand zu setzen, das war unsere Aufgabe.

Meine Leute und ich, wir fühlten uns wie eine Familie. Die Männer kamen mit ihren Sorgen und Problemen, manchmal redeten wir die halbe Nacht, tranken und diskutierten. Auch ihre neuen Freundinnen stellten sie mir vor.

Das Klima war gut, wir schafften viel – nur eine Auszeichnung bekamen wir nicht dafür. Mein Kompagnon mit seiner Jugendbrigade erntete oft die Lorbeeren. Er war in der Partei.

Wir wollten auch einmal zu den Besten gehören. Als Brigadier trieb mich der Ehrgeiz. Ich entschloss mich, ebenfalls in die SED einzutreten. Wir kannten doch alle die Parolen: »Alle Kraft für die Erfüllung des sozialistischen Wettbewerbs« oder »Mit Berliner Tempo aufgedeckt, was in uns steckt« oder »Mit Höchstleistungsschichten zum Weltfriedenstag«. Am Sozialismus bauten wir, oft bis zu vierzehn Stunden am Tag. Für wenig Geld und viele gute Worte, mit wenig Material und viel Schweiß.

Wir stiegen auf, feierten im *Palast der Republik* mit den Jugendbrigaden der Republik, erhielten unter anderem die *Artur-Becker Medaille* in Gold und das *Banner der Arbeit*. Die Dachdecker-Mannschaft kämpfte um den Ehrennamen »Fritz Heckert« und erhielt ihn 1987. Wir hängten meinen Kompagnon ab und zierten die *Straße der Besten*.

Meine Jugendkomplexbrigade wurde anderen ein Dorn im Auge. Ich erhielt eine Delegation zur Parteischule für ein Jahr. Meine Truppe fiel auseinander. Als ich im Frühjahr 1989 wiederkam, fand ich keine Arbeit. Als ich drohte, die ganze Geschichte in die Zeitung zu bringen, setzten die Genossen mich als Bauleiter ein. Eine Tätigkeit, die mich sehr in Anspruch nahm, fast überforderte.

Dann kam die Wende.

Im Frühjahr 1990 ging ich mit meiner Familie in den Westen. Dort wurde ich krank: Bandscheibenvorfall. Mein Rücken war kaputt, ich konnte nicht mehr. Ich verlor den Boden unter den Füßen.

Wir kehrten zurück nach Berlin. Doch ich konnte meinen Job nicht mehr ausüben. Mein Selbstwertgefühl rutschte in den Keller. Mich befielen Depressionen.

Ständig musste ich zu verschiedenen Behörden rennen, zum Arbeitsamt oder zur Krankenkasse. Ich stellte einen Antrag auf Erwerbsunfähigkeit. Sobald ich eine Verwaltung betrat, um meine Angelegenheit an irgendwelchen Schreibtischen oder Schaltern zu klären, fing mein Herz an zu rasen. Es schlug mir bis hoch zum Hals. In Gegenwart der Angestellten

brachte ich oft kein Wort heraus. So begann ich, starke Beruhigungstabletten zu nehmen. Psychopharmaka, Morphin-Tabletten.

Zwei Jahre dauerte die Bearbeitung meiner Rente – eine Odyssee. Im Jahr 1994 wurde ich von einem Arzt zum anderen geschickt. Der Antrag wurde abgelehnt, ich legte Widerspruch ein, auch der wurde negativ beschieden.

Irgendwann fragte ich mich: Warum lebst du eigentlich noch? Ich fand keine Antwort und versuchte, mir das Leben zu nehmen. Es misslang.

1996 wurde ich nach Wandlitz zu einer psychosomatischen Kur überwiesen. Das Wort *psychosomatisch* kannte ich zu diesem Zeitpunkt nicht einmal. In der Klinik begriff ich sehr schnell, dass mein Aufenthalt mit psychologischer Betreuung zu tun hatte.

Die regelmäßigen Einzelgespräche begannen damit, dass ich erzählen sollte, wie ich mich fühle. Das war total ungewohnt. Ich dachte, mal laut, mal leise: »Na, der Idiot, was will denn der von mir?« Das Hilfsangebot des Arztes kam bei mir nicht an. Ich saß wie hinter einer Nebelwand. Alle guten Worte, Ratschläge, der Trost meiner Frau und meiner Tochter, sie drangen einfach nicht durch.

Eines Tages legte Misch, meine Tochter Michaela, bei einem Besuch ein Buch auf meinen Nachtschrank. Ich las damals keine Zeile, nichts interessierte mich mehr. Als ich abends allein in meinem Zimmer saß, raffte ich mich auf und schaute mir den Titel an: »Die unendliche Quelle Ihrer Kraft« von Dr. Joseph Murphy.

Etwas zog mich magisch an. Ich klappte das Buch auf und begann zu lesen. Da standen Gedanken über den Glauben, über Gott. Meine Augen flogen über die Zeilen. Ich tauchte immer tiefer ein. Ich blieb bei der Anleitung zum Beten hängen ...

In entfernter Kinderzeit hatte meine Mutter mit mir gemeinsam zu dem Vater im Himmel gesprochen. Sie lebte als Christin und ging mit mir auch in die Kirche. Das alles hatte ich längst vergessen ...

Draußen war es schon dunkel. Ich lag auf meinem Bett, mit geschlossenen Augen. Unbewusst faltete ich die Hände. Urplötzlich brach es aus mir heraus: Die ganze Enttäuschung, die Wut, der Frust und die Lügen, die sich im Laufe der Jahre angesammelt hatten. Alles schmetterte ich Gott entgegen. Ich flehte ihn an, jammerte, weinte: »Hilf mir doch! Hilf mir in meiner Schwachheit. Ich kann gar nichts, mach du mich stark, lass du mich nicht allein!« Immer wieder rief ich ihn an. Mein erstes Gebet dauerte bestimmt eine ganze Stunde.

Am Ende hörte ich deutlich eine Stimme aus meinem Inneren. Sie sprach: »Dein Leben wird sich ändern. Und wenn du nach Hause kommst, dann wird deine Frau einen anderen Mann kriegen.«

Ich wurde entlassen. Das Fazit von Seiten der behandelnden Ärzte lautete: Um von den Tabletten wegzukommen, sollte ich eine Woche stationär behandelt werden. Außerdem empfahlen sie mir, mich zwei Jahre einer tiefenpsychologischen Behandlung zu unterziehen.

Zu Hause erzählte ich meiner Frau von meinem

Erlebnis mit Gott. Sie schaute mich entgeistert an:  
»Jetzt hast du die nächste Macke weg!«

War vielleicht doch alles Spinnerei?

Ich versuchte es weiterhin mit Gebeten. Ich legte meine Hand aufs Herz – das tue ich heute noch, wenn mich beim Reden etwas sehr bewegt – und begann, Bibelverse aufzusagen. Ich unterhielt mich mit mir selbst. Ich redete mit Gott. Auf diese Art und Weise dachte ich nach. Ich hatte wieder etwas zu erzählen.

Ich spürte: Gott gibt es. Ich kann ihm begegnen. Ich stellte fest, wenn ich mich selbst einlasse, mich öffne, dann gibt er mir »den Rest«, wie ich so schön sage. Wenn er mit mir spricht, sagt er auch ganz klar: »Du musst deinen Hintern bewegen!«

Ich ging in dieser Zeit oft im Park spazieren. Hier in Marzahn ebenso wie in Weißensee oder in Prenzlauer Berg.

Ich schaute auf meine Mitmenschen und ich betrachtete mich. Ich dachte: »Ich bin doch nicht schlechter als die anderen. In der Bibel steht: ›Gott hat alle Menschen lieb.‹ Jeder Mensch ist in Gottes Augen ein wertvoller Mensch.«

Ich fasste Mut. Ich begann, mir wieder selbst zu vertrauen. Mein Selbstbewusstsein kam zurück. Mein Weg führte mich nicht zur Tiefenpsychologie, nicht in das Krankenhaus zum Entzug. Der Glauben heilte meine Seele.

Ich stellte viele Fragen. Ich diskutierte mit meiner Frau, die überzeugte Atheistin war.

Eines Tages sagte sie zu mir: »Also Werner, weißt du was? Jetzt kann ich dir auch nicht mehr helfen. Ich

habe dir alles erzählt, was ich über Gott und den Glauben weiß. Such dir bitte eine Gemeinde, die mögen dir antworten.«

So fand ich zur Baptistengemeinde in der Schönangelstraße in Marzahn. Ich blieb dort wohl gut anderthalb Jahre und besuchte jeden Sonntag die Kirche. Ich lernte viele Dinge, die zum Christsein dazugehören. Das wichtigste war für mich, die Bibel zu lesen und darüber zu sprechen.

Nach einer Weile wurde ich unzufrieden. Ich dachte, das Leben mit Gott muss ein Abenteuer sein. Während einer Gebetsnacht sprach ich laut vor mich hin: »Ich will Kämpfer in der Armee Gottes sein. Ich will mich für Gott einsetzen, jeden Tag.«

Als ich mit der Bitte fertig war, kam eine Frau in Uniform auf mich zu. Sie sprach: »Das fand ich schön, wie Sie gebetet haben. Es gibt eine Armee Gottes, wenn Sie wollen. Es ist die Heilsarmee.\*« Sie lud mich ein, einmal die Kuglerstraße 11, das Tagescafé der Gemeinschaft zu besuchen.

Ich reagierte zunächst skeptisch: Was wollte die von mir?

Doch ich ging dorthin und erfuhr: Ein Heilssoldat ist

*\*William Booth gründete 1865 die »Ostlondoner Zeltmission«. Schon in seiner Kindheit mit Armut konfrontiert, erschütterte ihn die soziale und geistliche Not, besonders in den Londoner Slums. Da die Menschen aus den Randgruppen der Gesellschaft nicht in die Kirche kamen, fing er an, auf den Straßen zu evangelisieren. Die 1878 aus der Zeltmission hervorgegangene Heilsarmee widmete sich der »Rettung Verwahrloster« sowie dem »Kampf gegen das Laster«. Als christliche Bewegung arbeitet sie heute in 109 Ländern, in Deutschland gibt es über zehntausend Mitglieder.*



bereit, seine Freizeit in den Dienst Jesu Christi zu stellen. Und er hat ein Versprechen unterzeichnet, jeden Einfluss zu meiden, der Geist oder Körper schädigen könnte. Er verpflichtet sich, auf Alkohol, Tabak und Drogen zu verzichten. Heilssoldaten tragen in ihrem ehrenamtlichen Dienst die Uniform. So sind sie für Menschen in Not erkennbare Ansprechpartner.

Diese Idee zog mich an. Schnell merkte ich: Das war es, was ich für mich suchte! In dieser Zeit kam auch meine Frau Gisela zum Glauben, gemeinsam fanden wir »unser« Korps der Heilsarmee in der Kastanienallee 71.

Heute arbeiten wir in Kliniken, gehen bei Bedarf zu Krankenbesuchen. Wir spenden Trost und Hoffnung. Wer zu uns in die Gemeinde kommt, erhält Frühstück für einen Euro und kostenlose Unterstützung mit Lebensmitteln, wenn einer etwas benötigt. Wir betreuen alte Leute, Rentner, Arbeitslose, Einsame, Menschen, die auf der Suche nach Gott sind. Ich erzähle ihnen, dass es einen Gott gibt, der sie liebt und ihnen Kraft gibt. Ich bin das beste Zeugnis dafür. Einer meiner ersten, selbst gelesenen Bibelverse hieß: *Wenn du könntest glauben. Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt. (Markus 9,23)*

*Die Geschichte wurde aufgeschrieben von Sabine Schulz.*

Helga Müller

## **Es ist so einfach!**

Wieder einmal zappte ich durch die Fernsehprogramme – wie so oft schien nirgendwo etwas Gescheites zu laufen.

Da sah ich plötzlich einen Maler, der mit großem Pinsel auf eine Leinwand ging und malte. Welch filigrane Sachen er mit diesem dicken Malgerät entstehen ließ! Er hantierte so geschickt, es sah so leicht aus! Fasziniert von diesem Mann und dem Bild, welches er in Windeseile auf die Leinwand zauberte, verspürte ich einen Wunsch, den ich bis dahin nicht kannte: Ich will auch so malen können wie der!

Ein törichter Wunsch? Hatte ich doch nie zuvor etwas mit Pinsel, Farbe und Palette am Hut gehabt. Malen können, und dann auch noch Öl auf Leinwand, das klang für mich sehr professionell, vor allem aber – weit, weit weg von meinen Fähigkeiten.

Als die Sendung vorüber war, schaute ich sogleich in der Fernsehzeitung nach. »Malen mit Bob Ross\*« hieß die Serie. Auf keinen Fall durfte ich die nächste Folge verpassen!

Erwartungsvoll saß ich in meinem Sessel, Block und Stift in der Hand, um mir Notizen zu machen. Wie-

*\*Bob Ross (29.10.1942–4.7.1995), amerikanischer Maler, der die von William »Bill« Alexander entwickelte »Nass-auf-Nass-Technik« vervollkommnete. Weltruhm erlangte er mit seiner 1983 in Chicago begonnenen Fernsehsendung »The Joy of Painting«. In jeder der 26-minütigen Folgen malte er ein vollständiges Landschaftsbild.*

der folgte ich völlig fasziniert dem Geschehen auf dem Bildschirm: Während der Maler ein phantastisches Landschaftsbild entstehen ließ, kommentierte er ständig seine Pinselstriche. Ich verstand kein Wort, weil er Englisch sprach und ich dieser Sprache nicht mächtig bin. Sicher erklärte er das Motiv, welches da Schritt für Schritt unter seinen Händen entstand.

Zettel und Stift hielt ich noch immer umklammert, an eine Notiz war jedoch nicht zu denken. Wenn ich schreiben würde, könnte ich ja etwas verpassen!

Leider war dieser Bob Ross viel zu schnell fertig mit seinem Bild. Die Sendung dauerte nur eine halbe Stunde. Innerhalb dieser Zeit begann und beendete er sein Gemälde. Das fand ich einfach super, ja nahezu unvorstellbar. Mein Wunsch festigte sich: Ich will auch so malen können wie Bob Ross.

Gesagt – getan, rief ich die eingeblendete Nummer an und bekam die Antwort: »Es ist möglich, seine Technik zu erlernen. Die Ausbildung findet jedoch nicht in Deutschland statt, sondern in Roermond in den Niederlanden oder in Florida.«

Zum nächstmöglichen Termin fuhr ich nach Roermond. Die Kursleiterin war Amerikanerin und redete – wie zuvor der Maler – englisch!

Wir Teilnehmer standen vor unseren Staffeleien in mehreren Reihen im Raum und lauschten den Erklärungen der Ausbilderin. Diese stand vor ihrer Leinwand, erklärte und demonstrierte Schritt für Schritt, was man anstellen muss, um so malen zu können, wie Bob Ross.

Danach waren wir dran und mussten die einzelnen Malschritte auf unseren Leinwänden wiederholen. Unsere Ausbilderin ging durch die Reihen und sah sich an, was wir zustande brachten. Mir war klar, um so malen zu können wie Bob Ross, bedurfte es mit Sicherheit noch etlicher Leinwände.

Da ich kein einziges Wort verstand, konnte ich ausschließlich durchs Sehen und Beobachten lernen. Wohin die Lehrerein auch ging – ich blieb ihr stets auf den Fersen! Den nassen Pinsel in der Hand, rannete ich von meiner Leinwand weg und guckte: »Aha, so geht das!« Alsdann wetzte ich zu meinem Arbeitsplatz zurück, um das Gesehene sogleich umzusetzen. Schließlich musste ich mein Bild zu Ende bringen.

Am Abend hatte ich also nicht nur die erste Unterrichtsleinwand, sondern einen regelrechten Lauftag hinter mir. Obendrein sah ich durch mein ständiges Herumgerenne mit nassem Pinsel wie ein bunter Papagei aus.

Das Ganze dauerte eine Woche. Anschließend hatten wir acht Wochen frei, um fleißig zu üben, was wir in diesen Tagen gelernt hatten. Nur, wer die in der vergangenen Einheit gestellte Aufgabe zum Abschluss gebracht hatte, durfte nach zwei Monaten die nächste Stufe in Angriff nehmen.

Nach drei Ausbildungswochen war es geschafft: Ich bekam ein Diplom als Lehrerin für die Bob-Ross-Maltechnik *Landschaftsmalerei* ausgehändigt. Ich freute mich riesig und war so stolz, dass ich mir meinen Traum erfüllt hatte.

Aber nix da, ein neues Ziel war in Sicht: Zu gleichen

Bedingungen ließ ich mich ein Jahr später in der *Blumenmalerei* ausbilden.

Mein Traum ging indes weiter, und er ist noch immer nicht zu Ende geträumt. Sehr viele Menschen sagen über sich: Ich habe mit Malen nichts am Hut. Ich kann das einfach nicht, habe zwei linke Hände und fertig! Ich dagegen bin ganz, ganz fest davon überzeugt, dass in jedem Menschen ein kreatives Ich steckt. Geben Sie einem Kind ein Blatt Papier und Malstifte, es legt sofort los und malt.

Zwischen Kindheit und Erwachsensein gerät diese Kreativität jedoch allzu oft in den Hintergrund. Wir Erwachsenen geben ihr keine Chance, müssen andere Prioritäten setzen – und verlieren vieles von dem, was wir einst besaßen. Dass dieser Weg jedoch keine Einbahnstraße sein muss, hatte ich in der Ausbildung erfahren.

Deshalb versuchte ich nun, anderen Leuten das zu vermitteln, was ich in Roermond und durch eigene Erfahrungen gelernt hatte. Seit vier Jahren gebe ich inzwischen als Mallehrerin die von Bob Ross entwickelte Technik an Menschen weiter, die wie ich den Traum vom Malen in sich tragen.

Einmal sprach mich ein älterer Herr an: »Frau Müller«, druckste er herum, »ich gucke mir immer diesen Bob Ross im Fernsehen an. Eigentlich möchte ich auch so malen können. Ich bin jetzt Rentner, habe genügend Zeit, und bloß vorm Fernseher sitzen, das ist mir zu wenig! Aber, ob ich das schaffe? Sicher, früher hab ich mal gezeichnet, aber das ist lange her.«

Ich schlug ihm vor, an einem Kurstag teilzunehmen. Er kam, malte – und war am Ende sehr zufrieden mit sich. Ich hatte ihn gelobt, genau wie die anderen Teilnehmer auch. Schließlich gibt sich jeder Mühe, das Bestmögliche aus sich herauszuholen und ist am Ende stolz. Nicht ohne Grund, denn am Schluss eines jeden Unterrichtstags gehen alle mit einem großen, fertig gemalten Bild nach Hause.

Obwohl er sich nur für einen Tag angemeldet hatte, war ich nicht erstaunt, ihn anderntags wieder zu sehen. Ich fragte ihn: »Na, was hat deine Frau zu deinem Bild gesagt?

»Ja, Helga«, begann er aufgeregt, »ich komme also nach Hause mit meinem Bild. Ganz stolz stelle ich es vor meinem Frauchen auf und warte darauf, dass sie mich lobt oder vor Begeisterung aus den Schuhen kippt.«

»Und, ist sie gekippt?«

»Sie steht vor meinem Bild, die Arme in die Seite gestemmt, beguckt es von allen Seiten, sieht mich an, geht ganz dicht ans Bild heran und tritt wieder einen Schritt zurück. Bei dieser schweigenden Betrachtung wurde ich schon ganz zappelig. Schließlich schaut sie mich an, schüttelt den Kopf und sagt, den Zeigefinger auf das Bild gerichtet: »Das hast du nicht selber gemalt!««

Jetzt war es an ihm, den Kopf zu schütteln. »Helga«, fuhr er fort, »ganz ehrlich, als ich das hörte, klappte mir erst mal die Kinnlade runter – aber nur für zwei, drei Sekunden. Dann wurde ich plötzlich ganz, ganz groß und war erst richtig stolz. Weißt du, ich habe ihr

gleich erzählt, wie das so abläuft in deinem Kurs: »Die Helga erklärt alles Schritt für Schritt, ganz langsam und viele Male – man kann überhaupt nichts falsch machen.« Weißt du, was sie da erwidert hat?«

Nun schüttelte ich den Kopf.

»Pass mal auf«, fing sie an, »du weißt, wir sind morgen zum Geburtstag eingeladen. Das fällt flach, denn du bist zwangsverpflichtet! Du gehst morgen wieder zu Helga und malst noch ein Bild! Und diese beiden Bilder hängen wir dann auf.« Stell dir das mal vor!« Mein Bekannter strahlte mich an – und genau das ist mein Traum: anderen zu helfen, ihren Traum vom Malen zu verwirklichen!

Es gibt viele Menschen, die sind so schlimm krank, dass ihre Lebensqualität stark darunter leidet. So kam eines Tages ein Mann zu mir, der als Schmerzpatient zweimal die Woche Morphine nehmen muss, um seine starken Schmerzen überhaupt ertragen zu können. Das Malen fällt ihm sehr schwer. Er sitzt im Rollstuhl, muss die linke Hand benutzen, um die Rechte zu führen.

Dieser Mann kommt nicht täglich zum Malen, auch nicht jede Woche. Aber er macht weiter, und er ist sehr fleißig. Vor gut einem Jahr lud er mich zu seiner ersten Ausstellung ein.

Seine Ärzte loben ihn sehr und bestätigen, das Malen ist eine Art der Therapie. Die Schmerzen kann ich ihm freilich nicht nehmen. Aber wenn er malt, erlebt er die Farben neu. Dabei vergisst er Zeit und Raum, arbeitet sich in sein Motiv ein. Er ist seinen Schmer-

zen nicht mehr so ausgeliefert, denn er hat etwas anderes im Kopf.

Ich könnte noch viele Beispiele anfügen. Mein Traum jedenfalls hört nicht auf! Ich will weiterhin anderen helfen, die den Wunsch verspüren, ein Bild zu malen. Man braucht dazu wirklich nur Leinwand, Pinsel, Farbe, eine Mischpalette, Verdünner und – was am wichtigsten ist – die Lust, sich auszuprobieren!

Fang auch du einfach an! Ich garantiere dir: Mit deinen Augen wirst du deine gewohnte Umgebung ganz neu erleben und sehen. Einfach verweilen, beobachten, abschalten – es ist Entspannung pur, die Lade-station für deinen Akku.

*Die Geschichte wurde aufgeschrieben von Frank Nussbücker.*

Marlitt Köhnke

## **Wie ich Charlotte von Mahlsdorf kennen lernte**

Ich wollte nie in einem der Neubaubezirke wohnen und darum staunte ich selbst am meisten, als ich ausgerechnet in Berlin-Hellersdorf Bezirksbürgermeisterin wurde.

Bis 1988 lebte ich zufrieden in Prenzlauer Berg. Als die Sanierungsarbeiten in der Immanuelkirchstraße begannen, mussten wir aus unserer Wohnung ausziehen und standen vor der Alternative: Entweder bleiben wir in Prenzlauer Berg oder siedeln ins Neubaugebiet Hellersdorf um. Der Mann, mit dem ich zusammenlebte, wollte unbedingt raus aus der Stadt, in eine neue, komfortablere Wohnung. Und weil ich gern mit dem Mann zusammenbleiben wollte, zog ich mit.

Aber ich vermisste die Infrastruktur der Innenstadt: Mir fehlten der Bäcker vor der Türe, der Schuster um die Ecke und die kurzen Wege ins Zentrum. Außerdem musste ich, da ich in Pankow arbeitete, nun täglich durch die halbe Stadt fahren und mehrmals umsteigen. Weil die Kaufhalle schon geschlossen hatte, wenn ich nach Hause kam, musste ich unsere Lebensmittel unterwegs einkaufen und die schweren Beutel von der Straßen- zur S-Bahn, von dort zur U-Bahn und zum Bus schleppen. Wir lebten zwei Jahre auf einer Großbaustelle, bis unser Kiez fertig gebaut war. Mit meinen schmutzigen Schuhen wurde ich von

jedem als Hellersdorferin erkannt. Ich dachte nur: ›Irgendwann haust du hier wieder ab.<

Aber dann veränderte die Wende alles. Noch vor dem Mauerfall war ich in die Sozialdemokratische Partei der DDR eingetreten und half nun mit, die neue Partei aufzubauen. Nach den Kommunalwahlen im Mai 1990 wurde ich in das Amt der Bezirksbürgermeisterin von Berlin-Hellersdorf gewählt. Plötzlich war ich mit vielen Gegebenheiten im Bezirk konfrontiert, über die ich vorher nie nachgedacht hatte.

Ich lernte ständig neue Menschen kennen. Einer von ihnen war Lothar Berfelde. Er hatte im Lauf der Jahre im Gutshaus Mahlsdorf eine beachtliche Gründerzeitsammlung zusammengetragen. Zu DDR-Zeiten war er in dem Haus einfach geduldet worden, aber nun musste – das Gebäude gehörte der Stadt – geklärt werden, was mit ihm und seiner Sammlung geschehen soll. Als ich ihn zum ersten Mal besuchte, wusste ich wohl, dass sich Lothar Berfelde auch Charlotte von Mahlsdorf nennt. Aber ich machte mir nicht viele Gedanken darüber. So war ich auch nicht überrascht, dass er über seinen Jeans eine Kittelschürze trug, als er mir die Tür öffnete, und mich freundlich empfing. Wir hatten sofort einen guten Draht zueinander und kamen ins Plaudern. Er schilderte mir ausführlich seine Situation und seine Absicht, das Gutshaus zu einem Gründerzeitmuseum auszubauen. Ich hörte mit Erstaunen, welchen Lebensraum er sich geschaffen hatte und hinterfragte hier und da etwas.

Zurück im Bezirksamt klärte ich mit meinen Mitarbeitern, was wir unternehmen können, um ihm zu

helfen. Irgendwie musste er Eigentümer des Hauses werden. In der Wendezeit war vieles möglich. Also kümmerte ich mich um einen Termin beim damaligen Kultursenator, Herrn Roloff-Momin. Ich wollte ihn davon überzeugen, dass der Senat das Gutshaus Lothar Berfelde überlässt.

Am vereinbarten Tag wartete ich vor dem Büro des Senators im Europacenter am Zoologischen Garten auf Lothar Berfelde. Aber er kam nicht. Stattdessen erschien eine schlicht gekleidete Dame. Lothar hatte sich in Charlotte von Mahlsdorf verwandelt: Sie trug ein schwarzes Samtkleid, ein Täschchen baumelte an ihrer Hand, und um den Hals trug sie eine Perlenkette. Ich war mehr als überrascht. »Was wird der Kultursenator dazu sagen?«, fragte ich mich still. Ich wusste gar nicht, wie ich reagieren sollte.

Da öffnete sich schon die Bürotür des Senators. Herr Roloff-Momin begrüßte uns beide und ließ sich nichts anmerken. Er verhielt sich, als würde er sich jeden Tag mit Männern in schwarzen Samtkleidern unterhalten. In dem anschließenden Gespräch handelten wir eine vernünftige Lösung aus, mit der alle zufrieden waren: Lothar, den ich von diesem Tag an nur noch Charlotte nannte, konnte das Gutshaus zu einem sehr günstigen Preis kaufen. Auf dieser Grundlage konnte Charlotte von Mahlsdorf fortan ihre Gründerzeit-Sammlung vielen interessierten Besuchern zeigen und erklären. Ich bin bis heute sehr froh, dass ich dazu beitragen konnte.

Später wanderte Lothar alias Charlotte nach Schweden aus, weil sie fürchtete, ihr Leben sei durch rechts-

extreme Jugendliche bedroht. Dennoch zog es sie immer wieder in ihre Heimatstadt zurück.

Auf einem dieser Besuche ist sie leider am 30. April 2002 in Berlin gestorben. Aber ihre Gründerzeit-sammlung im Gutshaus Mahlsdorf kann man heute noch besichtigen: Charlotte von Mahlsdorf hat dem Bezirk etwas Besonderes hinterlassen – eine einmalige Sehenswürdigkeit, die berlinweit ausstrahlt.

*Die Geschichte wurde aufgeschrieben von Stefan Strehler.*

Ingolf Göbel

## **Der Hahn kräht nun zwischen den Neubauten**

Als Kind wurde ich vom Mauzen der Katzen, dem Bellen der Hunde oder vom Krähen des Hahns geweckt. Ich stamme aus einem kleinen Dorf unweit der Stadt Frankfurt/Oder. In den Siebzigern begann diese Bezirksstadt zu wachsen, ein Neubaugebiet nach dem anderen entstand, und auch mein Dörfchen wurde eingemeindet. Das Dorfleben begann sich langsam zu ändern, richtete sich immer mehr nach der Stadt aus. Neue Siedlungen der »Frankfurter« entstanden bei uns im Ort.

Im Kunstunterricht, einem meiner Lieblingsfächer, erhielt ich den Auftrag, Neubauten zu zeichnen. Die viereckigen Klötze behagten mir nicht. Diese Aufbaumentalität, wie in dem Lied »Bau auf, bau auf, freie deutsche Jugend, bau auf!«, blieb mir fremd.

Ich lebte in Booßen, bis ich fünfzehn war, dann zog ich mit meinen Eltern und drei Geschwistern nach Jüterbog, eine Kleinstadt.

Berlin kannte ich nur von den Ausflügen der Familie. Das war jedes Mal ein großes Ereignis. Am meisten freute ich mich auf den Tierpark.

1985 ging ich zum Studium in die Hauptstadt. Ich zog nach Mitte, in eine kleine Ein-Raum-Wohnung mit Ofenheizung. So nach und nach kam ich in der Stadt an. Die Altbauten von Berlin hatten es mir angetan, trotz des einfachen Standards.

Marzahn, das war für mich »dahinten«, ganz im Osten, weit weg vom hauptstädtischen Zentrum. Ich kannte einige Studienkollegen und -kolleginnen, die dort wohnten. Sie zeigten sich zufrieden und sprachen nie schlecht von diesem Stadtbezirk, das fand ich ganz erstaunlich.

Einmal war ich zu einem AWG-Einsatz vor Ort. Wir halfen einem Kommilitonen, seine Stunden abzuleisten. Wir hoben Gräben aus für Wasser- und andere Leitungen. Bei diesem Baustelleneinsatz wurde mir noch einmal klar: Da möchte ich nicht leben.

Im Sommer 1993, inzwischen hatte ich meine Tätigkeit als Pfarrer in einer Arbeitergegend nahe des Bahnhofs Lichtenberg angetreten, erhielt ich eine Einladung von Pfarrer Zietz zum monatlichen Treffen der Pfarrer des Kirchenkreises von Marzahn und Lichtenberg – im Dorf Marzahn. Ich suchte den Ort auf dem Stadtplan und fuhr los.

Kaum war ich aus der Straßenbahn gestiegen und einige Schritte gelaufen, stand ich tatsächlich plötzlich mitten im Dorf. Davon hatte ich bis dato nie etwas gehört. Mich umgab ländlicher Frieden. Ein Kirchlein grüßte, der Dorfanger lag zu meinen Füßen.

Bei diesem Konvent genoss ich die Stille der Umgebung. Ich begegnete einem Flecken Erde mit Geschichte, fast siebenhundert Jahre alt. Im Jahr 1300 wurde Marzahn als Morczane in einer Urkunde des Markgrafen Albrecht III. erstmals erwähnt. Er bestätigt darin den Nonnen des Klosters Friedland Landbesitz an diesem Ort.

Mich überraschte die Vielfalt des Bezirks, mit seiner alten Geschichte und den neuen Häusern. Fortan beobachtete ich die Tätigkeit des Kirchenkreises im Neubaugebiet genauer. Eine Gemeinde, in der sich Aussiedler, Arbeiter, Angestellte, Erwerbslose treffen – eine sehr spannende Konstellation. Der Bereich Marzahn-Nord zeigte sich auch in der Jugendarbeit sehr aktiv.

Von 1993 bis 2001 arbeitete ich als Pfarrer im Entsendungsdienst, das ist der erste Berufsabschnitt. Ich tat meinen Dienst an einer mir bestimmten Pfarrstelle.

Nach Ablauf dieser Frist musste ich mir eine neue Aufgabe suchen, und es ergab sich, dass justament in dieser Zeit der Marzahner Pfarrer in den Ruhestand ging. Ich bewarb mich um diese Stelle. Ich dachte bei mir: Ich lasse mich neu ein, verabschiede mich von meinen vorgefertigten Bildern. Hier lerne ich leben. Mein Einstieg stand unter keinem günstigen Stern: Wir wollten das Marzahner Erntefest feiern. Doch es kam völlig anders als geplant – die Ereignisse des 11. September hielten uns in Atem, alle standen unter Schock. Wir verschoben unsere Veranstaltung auf den Oktober. Den 130. Jahrestag unserer Dorfkirche beging die Gemeinde noch im September.

Im Spätsommer vor drei Jahren, als ich meine Tätigkeit hier aufnahm, eigneten sich für die Verhältnisse in unserer Gemeinde – wir zählen rund 2260 Glieder – viele Todesfälle. Ab August bis in den Herbst hinein

nahm ich allein zwölf Bestattungen vor. In der Regel begehen wir etwa fünfzehn im Jahr. Ich hatte das Gefühl: Diese Menschen haben alle »gewartet«, bis wieder ein Pfarrer das Amt übernimmt. (Mein Vorgänger hatte sich im März zur Ruhe gesetzt, seine Frau war seit langem krank.)

In Marzahn begegnete mir zu Beginn noch anderes Ungewöhnliches: Unter den Aussiedlern gab's eine kleine Trauergesellschaft, lauter Damen. Sie trafen sich aus dem traurigen Anlass auf dem kommunalen Friedhof. Dort sangen sie, während sie zum Grabe zogen, alte deutschsprachige Choräle, die meisten ganz getragen und schwermütig. Das hinterließ bei mir einen tiefen Eindruck.

Auch die Art der Totenfeiern war mir neu: Auf engem Raum saßen wir in Zwei- oder Drei-Raum-Wohnungen an aneinandergestellten Tischen. Fünfzig Leute, es wurde miteinander gegessen und auch gelacht. Die Gemeinschaft spendete einander Trost.

Das Dorf erfuhr ich als Zentrum und Mittelpunkt – sowohl des Bezirkes als auch der Gemeinde. Die Handwerker und Einwohner, der Müller und die Mitarbeiter des KulturGuts gehören zusammen und jeder engagiert sich auf seine Weise für den Ort. Einen motivierten Partner fand ich schnell im evangelischen Kindergarten.

Zu meinem eigenen Erstaunen veränderte sich mein Bild von Marzahn weiter. Ich entdeckte Plätze, die nicht in ein typisch stereotypes Großstadtbild passen. In Richtung Biesdorf gibt es so ein Viertel, da fühle



ich mich wie in einer Kleinstadt: Die Straßen sind klein und eng, die Siedlung ist aus Gärten und Laubenpieper-Häuschen entstanden.

Dorfkaten, Einfamilienhäuser und Plattenbauten – so verschieden wie die Siedlungsformen, so unterschiedlich ist auch die Mentalität der Leute im Bezirk. Und ich bin Pfarrer im Dorf und in der Großstadt zugleich, in all dieser Zerrissenheit.

Ich selbst zog 2001 in einen Neubaublock im Murtzener Ring, in einen Mitte der neunziger Jahre sanierten Elfgeschoss.

Zu DDR-Zeiten und noch bis 1999 konnte die evangelische Gemeinde das Gelände Hinter der Mühle 5 und Alt-Marzahn 61 mietfrei nutzen. Mit dem Kauf der Fläche des Gemeindehofes bis hin zum evangelischen Kindergarten ist die Kirche im Dorf richtig »ansässig« geworden, Teil der Gemeinschaft. Ich werde der erste Geistliche sein, der wieder ins eigene Pfarrhaus zieht. Gegenwärtig renoviert die Gemeinde das alte Bauernhaus von 1830, im nächsten Jahr soll alles fertig sein. Bis dahin haben meine Verlobte und ich noch alle Hände voll zu tun.

Als Gemeinde befinden wir uns in einer Minderheiten-Situation, nur vier Prozent der Einwohner im Bezirk sind evangelisch. Doch sind wir in Marzahn gern gesehen und willkommen.

Die Gemeinde steht zwischen Tradition und Moderne – sie muss beständig sein und sich zugleich verändern. Ein verantwortlicher Mitarbeiter allein kann dies nicht leisten – der Einsatz der Gemeindeglieder

und Konzentration auf die wichtigen Dinge sind weiterhin gefragt.

Wenn ich vor die Tür des Gemeindezentrums trete, das Mitte der achtziger Jahre in viel Eigeninitiative auf diesem Hof entstand, höre ich hinter der Mauer das liebe Federvieh gackern und schnattern. Auch ein Esel lässt zuweilen sein »I-a« erschallen. Er gehört zum Tierhof, gleich in unserer Nachbarschaft. Das erinnert mich an meine Kindheit, und ich fühle mich zu Hause.

*Die Geschichte wurde aufgeschrieben von Sabine Schulz.*

Michael Klein

## Erinnern an das Vergessen

In Prenzlauer Berg lebend, arbeitete ich dort nach dem Studium als Bildhauer in einer ehemaligen Bäckerei, die ich als Atelier nutzte. Ende der achtziger Jahre initiierte der Verband Bildender Künstler (VBK-DDR) im alten Dorf Marzahn Werkstätten und Ateliers, um in diesem Ambiente Künstler anzusiedeln. Mir gefiel diese Idee, und ich ließ mich für eines der Ateliers mit Wohnung vormerken. So zog ich noch zu DDR-Zeiten nach Marzahn.

Zunächst war mir meine neue Umgebung fremd. Da sich das Dorf jedoch in seiner Ursprünglichkeit noch maßstäblich und übersichtlich zeigte, lebte ich mich recht schnell ein. Von meiner Wohnung unter dem Dach gelangte ich direkt ins Atelier.

Im nunmehr vereinten Deutschland fiel die Entscheidung, die alte Dorfschule von Alt-Marzahn zum Heimatmuseum umzugestalten. Früher befand sich über dem Portal des Gebäudes ein wilhelminisches, mit Röckchen gekleidetes Mädchen unter einem Baldachin. Sie hielt ein Buch auf dem Schoß. Die Figur sollte eigentlich nach Fotos rekonstruiert werden, doch ich schlug vor, die Elemente *Kopf*, *Hand*, *Buch* aufzugreifen und eine modernere Version daraus zu fertigen. Dieser Idee stimmten am Ende alle zu, so dass das »Lesende Mädchen« über dem Portal wieder seinen Platz fand.

Über diese Arbeit entstand eine gewisse Verbundenheit zum Marzahner Heimatverein, dazu ein bescheidener Lokalpatriotismus – weniger für die Plattenbausiedlungen, wohl aber für solch sensiblere Bereiche wie den Dorfkern von Marzahn.

Dieser Heimatverein war es auch, der mahnte, auf dem Parkfriedhof Marzahn wieder ein Denkmal für die Zwangsarbeiter zu errichten. Ein zu DDR-Zeiten erschaffenes war in sich zusammengefallen, und der Bezirk sah sich in der Pflicht, sich für ein neues einzusetzen. Als dieses Vorhaben in Vergessenheit zu geraten drohte, nahm sich der Heimatverein verstärkt diesem Thema an und bat mich, unverbindlich erste Vorstellungen für ein mögliches Denkmal zu Papier zu bringen.

Zunächst wurde an eine schlichte Tafel oder einen Findling gedacht. Das kam mir jedoch allzu bekannt und üblich vor. Ich hielt eine künstlerische Lösung mit einer Plastik für angemessen. Diese wird dem Anliegen besser gerecht, da dies nicht zuletzt ein Ort ist, an dem mindestens einmal jährlich ein feierliches Gedenken stattfinden kann. Außerdem gibt es noch viele Angehörige ehemaliger Zwangsarbeiter/innen, die bislang vergeblich eine Stelle auf dem Parkfriedhof suchten, um ihrem Gedenken und Erinnern Ausdruck zu verleihen.

Von nun an bewegte mich die Suche nach einer Idee für eine solche Plastik. Ich entwickelte eine Stele, die einen Pyramidenstumpf zur Basis hat, an dem an allen vier Seiten gut lesbare Schrifttafeln angebracht werden konnten. Der Text sollte knapp gehalten werden

und trotzdem emotional aussagekräftig sein. Darüber sollte sich eine Säule mit einer Figur darauf erheben. Meine Gedanken zur plastischen Gestaltung musste ich stets an der Tatsache messen, dass kaum Geld vorhanden war. Am Anfang stand leider nicht nur die »geniale Idee«, für die dann die finanziellen Mittel zu organisieren waren. Ich sollte mich von vornherein nur in bescheidenen Größenordnungen bewegen – natürlich ohne dass der Betrachter dies später merkt. Allein das war schon ein Kunststück.

Im Juni 2002 reichte ich meine Konzeption zur Gestaltung einer Stele für den Parkfriedhof Berlin-Marzahn, gewidmet den Opfern der Zwangsarbeit, ein. Für das Denkmal kam nur eine einzige noch frei ausgewiesene Fläche auf dem groß angelegten Friedhof in Frage.

Meine Intention ging dahin, dass die letzte Ruhestätte für die Opfer der Zwangsarbeit einer hervorhebenden Kennzeichnung bedarf, die auf das geschichtliche Dokument eines Verbrechens mit künstlerisch gestalterischen Mitteln verweist.

Die Darstellung in Form einer Stele wird einem solchen Anliegen gerecht. Die 3,70 Meter hohe Stele bietet innerhalb ihrer Architektur Raum für Schriftgestaltung sowie die Möglichkeit der Einbindung einer dreidimensionalen Gestaltung, die in ihrer Thematik Erinnerung und Mahnung versinnbildlicht. In ihrer Aussage bezieht sich die Skulptur in Gestalt einer männlichen Figur auf das menschliche Leid – Hinsinken und Aufstreben im Widerstand gegen

das zugefügte Unrecht. Der Zugang und die Umgehungsflächen zum Gedenkmal sollte aus Pflasterasen bestehen.

Die zentrale Idee war das Bild vom Erinnern und Vergessen – zwei sehr bemerkenswerte Begriffe. Kollektives Erinnern baut kollektivem Vergessen vor!

Ich fühlte mich aufgefordert, dem hier in gravierender Form missbrauchten Wesen Mensch ein Erinnerungsmal zu setzen. Das tragende Gestaltungselement der Stele ist eine Figur, deren Komposition sich auf das dem Menschen zugefügte Unrecht bezieht, auf das Zerschneiden und das sich mit letzten Kräften Wehren. Die künstlerische Metapher dieses Faktus ist der Mensch selbst.

Meiner Arbeit ging ein Entwurf im Maßstab von eins zu zehn voraus. Langsam arbeitete ich mich an die Skulptur heran. Dazu baute ich mir einen Sockel aus Styropor, stellte ein Kanalrohr als Säule darauf und nutzte einen Flaschenzug, um die Plastik auf die Stele zu setzen.

Der genaue Standort für die Stele auf dem Parkfriedhof musste mit dem Natur- und Umweltamt abgestimmt werden. Die anschließende Zusammenarbeit zeigte sich in häufigen Konsultationen mit dem Architekten, der Baufirma, die die Stele in Beton goss, sowie der Bronzegießerei. Der gesamte Arbeitsprozess nahm über ein Dreivierteljahr in Anspruch.

Die Einweihung fand am 27. Januar 2003 statt, einem kalten, aber sonnigen Wintertag. Als ich vom Denkmal aus den langen geraden Weg zum Eingang des

Parkfriedhofs zurückblickte, sah ich immer mehr Menschen heranströmen.

Ich war berührt, denn ich hatte nicht mit einem so großen Zuspruch gerechnet. Wie sich die Menschen anschließend um das Denkmal gruppierten, hatte etwas Freiwilliges und Selbstverständliches. Die Reden erschienen mir von einer angemessenen Form und Tiefe.

*Die Geschichte wurde aufgeschrieben von Dietmar Bender.*

Charlotte Knochenhauer

## **Hier holt man mich nur mit der Kiste raus**

*Der Tag beginnt für mich meist um acht Uhr. Nach dem Waschen und Anziehen nehme ich mein Nachthemd und werfe es meinem schwerhörigen Mann aufs Gesicht, damit er wach wird und weiß, dass es Zeit zum Aufstehen ist. Das Frühstück zieht sich bei uns oft bis zehn Uhr hin. Wir lassen uns Zeit.*

*Kaum sind wir fertig, fragt mein Mann: »Was essen wir heute zu Mittag?«*

*Das ist mein Stichwort, um in den Küblschrank zu schauen. Fehlt etwas, fahre ich die sieben Etagen in unserem Elfgeschosser hinunter und gehe einkaufen.*

Zu DDR-Zeiten gab es nur einen kleinen *Konsum*. Das war auch wunderbar. Heute ist jedoch die Auswahl viel größer: *Plus, Lidl, Reichelt* und *Kaisers* – alles kann ich zu Fuß erreichen. Besonders gern laufe ich den Kornmandelweg zu *Kaisers*, weil es keine Durchgangsstraße ist und dort nur wenig Autos fahren.

Unterwegs gibt es immer wieder ein: »Ach, hallo, wie geht's?« Mit den Jahren kenne ich hier fast jeden. Das ist schön.

Gleich gegenüber unserem Haus wurde Mitte der neunziger Jahre ein mehretagiger Flachbau mit Wohnungen und Geschäften im Erdgeschoss errichtet. Doch einige Läden sind noch immer leer. Früher standen hier herrliche Pappeln und Rotbuchen. Es tat uns allen sehr Leid, als die Bäume gefällt wurden, um

Platz für den Neubau zu schaffen. Wir lebten damals viel ruhiger.

In der Garzauer Straße um die Ecke waren auch einige Geschäfte, aber viele Ladenbesitzer mussten aufgeben, weil sie die Mieten nicht mehr bezahlen konnten. Aber schön, dass es einige Ärzte und die Apotheke in der Nähe gibt.

*Nach dem Mittagessen sitze ich gern im Sessel und ruhe ein halbes Stündchen. Doch danach muss ich wieder raus. Bei schönem Wetter kann ich einfach nicht drinnen hocken!*

Am liebsten spaziere ich durch den wunderschönen Park des Wilhelm-Griesinger-Krankenhauses mit seinem altem Baumbestand und dem schönen Tiergehege. Oder ich drehe eine große Runde durch die nahe gelegene Gartenkolonie.

Direkt am Spielplatz in unserem Wohngebiet befinden sich mehrere Bänke. Dort treffe ich meist einige Frauen, mit denen ich schon lange bekannt bin. Wir reden miteinander über alles, was man unter Frauen so zu bequatschen hat. Manchmal gesellen sich auch Frauen aus Russland dazu. Einige sind sehr nett und freuen sich, wenn wir kommen. Nach eineinhalb Stunden gehe ich wieder nach Hause.

*»Kannst du mir eine Tasse Kaffee kochen?« Mit dieser Frage meines Mannes beginnt der Nachmittag. Ich trinke meistens keinen Kaffee, sondern esse nur mal einen Keks oder ein Stück Schokolade. Ein bisschen schleckern gönne ich mir schon.*

Mehr geschlemmert wird bei den Geburtstagsrunden. Wir sind etwa zehn, zumeist ältere Leute im Haus, so dass es fast jeden Monat etwas zum Feiern gibt. Dann treffen wir uns zu einer gemütlichen Kaffeetafel. Erwin und ich laden unsere Hausnachbarn zwei, drei Tage nach unserem Geburtstag ein, wenn sich die Aufregung etwas gelegt hat.

Wir sind im Haus wirklich ein gutes Team. Neulich saßen wir wieder beisammen. Da wir alle aus unseren Wohnungen wegen des Rückbaus unseres Blockes raus müssen, meinte unsere Christa: »Dann mieten wir uns eben ein ganzes Haus, nehmen alle Mieter mit, die sich gut verstehen, und bleiben so zusammen.« Ein großes Gelächter! Aber der Gedanke war gar nicht so schlecht ...

Viele unserer Senioren treffen sich jeden Dienstag um 13 Uhr im Speisesaal des Feierabendheimes, Buckower Ring 65. Dort spielen sie – bei Kaffee für sehr wenig Geld – Schach, Dame oder Karten. Auch die Skatherren sind mit von der Partie. Es ist eine tolle Gruppe.

Meistens kommen Alleinstehende, die bis zur Abendbrotzeit hier zusammensitzen. Da ich noch meinen Erwin habe, nachmittags lieber ein bisschen umherspaziere und die frische Luft genieße, bin ich in dieser Runde nur selten dabei.

Viele der älteren Menschen wünschen sich die ehemalige *Wubletal-Gaststätte* zurück. Sie steht zwar noch und ist von außen bunt bemalt, aber leer. Es wäre toll, wenn sie noch geöffnet hätte. Früher konnten wir hier gut Mittag essen oder Kaffee trinken; die Leute konn-

ten bei Musik ein kleines Tänzchen drehen, auch am Frauentag, den wir stets in der Gaststätte feierten.

Früher gingen wir mit der Hausgemeinschaft oder der Rentnergruppe auch oft ins *TaP*, das *Theater am Park*. Es gab verschiedene Aufführungen, Konzerte, aber auch Frühschoppen mit Musik. Frank Schöbel sang dort, Julia Axen, Günther Gollasch, Marion Sauer. Immer, wenn eine Veranstaltung lief, waren wir da.

Das Theater existiert zwar heute noch, aber nicht mehr mit diesem breiten Angebot. So etwas fehlt hier ein wenig. Das ist schade.

*Nach meinen Spaziergängen am Nachmittag koche ich unseren Lieblingstee mit Johanniskraut und Melisse. Den trinken wir jeden Abend. Das beruhigt. Mehr als eineinhalb Scheiben Brot esse ich nicht, aber mein obligatorischer Apfel danach fehlt nie. Mit Fernsehen oder einem Buch endet der Tag.*

Ganz so ruhig ist der Abend allerdings nicht, wenn meine Kinder, Enkel und Urenkel zu Besuch sind. Sie übernachten jedoch nicht bei uns, sondern bei Verwandten oder in einer Gästewohnung.

Diese schön eingerichteten Gästewohnungen werden von der *DEGEWO Marzahn* zu günstigen Preisen angeboten. Eine dieser Wohnungen befindet sich gleich um die Ecke im Blumberger Damm. Damit brauchen wir kein teures Hotelzimmer buchen.

Hier im Wohngebiet ist es wunderschön. Das Wuhletal als Naturschutzgebiet finde ich herrlich. Eine schö-

nere Ecke gibt es gar nicht. Ich möchte hier nicht weg. Als wir uns vor einundzwanzig Jahren unsere Wohnung anschauten – zuvor wohnten wir nahe der Frankfurter Allee in Lichtenberg –, sagte mein Mann zu mir: »Hier holt man mich nur mit der Kiste raus!« Dieses Wort gilt immer noch.

*Die Geschichte wurde aufgeschrieben von Dietmar Bender.*

Petra Wermke

## **Städtepartnerschaft von unten**

Kurz vor der Wende waren ein paar Fußballer aus dem bayerischen Lauingen, aus welchem Grund auch immer, nach Marzahn gereist. In der Kneipe kamen sie ins Gespräch mit anderen Gästen – ebenfalls Fußballern. Eine rege Unterhaltung entspann sich. Sie endete mit dem Austausch der Telefonnummern und Adressen auf einem Bierdeckel.

Als die Wende kam, erinnerte sich einer der Fußballer aus Marzahn: Da war doch was? Hatten die Jungs nicht gesagt: »Kommt doch mal zu uns?« Warum eigentlich nicht?! Dachte es und rief in Bayern an.

»Na klar, natürlich – kommt vorbei!«, vernahm er vom anderen Ende der Leitung.

Die Marzahner fuhren also nach Lauingen und spielten mit den bayerischen Sportfreunden Fußball. Es entwickelte sich eine zarte Freundschaft.

Lauingen ist eine Kleinstadt mit ungefähr elftausend Einwohnern. Sie ließ übrigens als erste bayerische Stadt eine Moschee für die Türken bauen, was für reichlich Aufregung sorgte.

Außerdem existiert dort seit fünfundzwanzig Jahren ein *Bund der Berliner und Freunde Berlins*. Dieser hatte es sich ursprünglich zur Aufgabe gemacht, für Berlin als Hauptstadt Deutschlands in der BRD zu werben. Damit hätten sie sich 1992, nach dem Hauptstadtbeschluss, eigentlich auflösen können. Mittlerweile

hatten sie sich jedoch anderen Aufgaben zugewandt. So schickten sie zum Beispiel regelmäßig Mitarbeiter aus den Ämtern nach Marzahn. Und von Marzahn kamen welche nach Lauingen.

Die Fußballer hatten sich mit diesem Verein angefreundet, und so reiste dieser Bund eines Tages mit eigenen Sportlern von Bayern nach Berlin. Selbstverständlich fuhren auch Marzahner Sportler in die bayerische Kleinstadt.

Unter den Marzahner Fußballern gab es einen ganz besonders penetranten, fürchterlichen Menschen.

Ich liebe penetrante, fürchterliche Menschen, weil nur die sich wirklich kümmern. Sagt man zu so einem einmal »Nein«, steht er am nächsten Tag wieder auf der Matte und sagt: »Also, wir könnten es doch so und so machen!«

Dieser Mann sagte nun: »Der Bürgermeister von Lauingen würde gerne mal den Marzahner Bürgermeister einladen.«

»Hat der sich das richtig überlegt?«, fragte ich.

»Unser Bürgermeister ist PDS-Mitglied.«

»Ach, die haben keine Angst«, erwiderte er, »die setzen sich auch mit einem aus der PDS an den Tisch.« Harald Buttler, unser damaliger Bürgermeister, fuhr tatsächlich nach Lauingen. Auch das war in Bayern ein Novum. Die Zeitungen berichteten darüber. Der Lauinger Bürgermeister zeigte sich äußerst aufgeschlossen.

Am Rande dieser Reise kam es zu zwei äußerst denkwürdigen Begegnungen: In einer Kneipe wurden die

Marzahner mit den Worten empfangen: »Wir haben hier kein Essen für Ostler!« Eine ältere Dame dagegen, die ihre Gaststätte außerhalb von Lauingen hatte, meinte: »Ihr habt vierzig Jahre nichts zu essen gehabt« – und tischte ordentlich auf. Es soll Schnitzel gegeben haben, größer als die Teller. Diese Geschichte kriegen wir immer wieder zu hören, wenn wir in Lauingen sind.

Die Fußballer blieben unterdessen am Ball. Seit einigen Jahren wurde in Lauingen ein Fußball-Turnier ausgetragen: der *Rudolf-Dörfl-Cup*, benannt nach einem Lauinger Fußballfreund, der mit 36 Jahren an einer schweren Krankheit verstorben war. Vereine aus vier Bundesländern nahmen daran teil, und der Gewinner richtete jeweils den nächsten Cup aus. So trafen sich regelmäßig Fußballer samt Anhang aus Wolgast und Koserow (beide Mecklenburg-Vorpommern), Chrieschwitz (Sachsen), aus Köpenick und Marzahn sowie aus Lauingen.

Auch die Marzahner gewannen einmal und richteten ein Turnier aus. Das Ganze wurde ein voller Erfolg. Nicht nur die Bayern kamen gern zu uns.

Die bayerischen und Marzahner Fußballfreunde besuchten sich weiterhin regelmäßig, und die Sportler nahmen stets ein paar Politiker mit auf die Reise.

Eines Tages schließlich überraschten sie diese mit der Forderung: »Wir möchten hier und jetzt eine Städtepartnerschaft mit Lauingen unterschreiben!«

»Aber die Gesetzgebung sieht so etwas gar nicht vor«, erwiderten die Politiker, »Städtepartnerschaften wer-

den nur mit ausländischen Städten abgeschlossen. Was ihr da wollt, das gibt's gar nicht.«

»Uns ist doch völlig egal, was ihr für Gesetze macht!«, blieben die Fußballer stur. »Ihr sollt ein Papier unterschreiben, dafür braucht ihr kein Gesetz!«

Diesem Druck gab die Politik schließlich nach. So wurde vor fünf Jahren der Städtepartnerschaftsvertrag mit Lauingen unterzeichnet.

Die Freundschaft existiert indes nicht nur auf dem Papier. So waren die Lauinger unter anderem beim fünfundzwanzigsten Jubiläum unseres Stadtbezirks zu Gast. Wir besuchten im Gegenzug die *Lauinger Musiknacht*. Bei diesem Spektakel, das zweimal im Jahr stattfindet, sind sämtliche Kneipen geöffnet, überall finden musikalische Veranstaltungen statt: In einer gibt es Jazz, in einer anderen Rock 'n Roll, in der nächsten französische Chansons.

Den fürchterlich penetranten Menschen schlug ich übrigens für den Einheitspreis der Bundesrepublik Deutschland vor. Mein Vorschlag wurde leider nicht angenommen.

Aber der Städtepartnerschaftsverein wird ihn nächstes Jahr erneut vorschlagen, diesmal für den im vorigen Jahr erstmals vergebenen Ehrenamtspreis des Bezirks. Das passt vielleicht auch besser: Sowohl der Städtepartnerschaftsverein als auch die Fußballer arbeiteten von Beginn an ehrenamtlich.

Ich werde ihn also vorschlagen – und wer weiß, vielleicht kriegt er nächstes Jahr seinen Preis?



Nachsatz:

Seit ungefähr zehn Jahren gibt es in unserem Bezirk den Städtepartnerschaftsverein. Ich bin seit zwei Jahren aktiv dabei. Wir haben inzwischen sieben Städtepartnerschaften, sechs davon bestehen bereits zehn bis zwölf Jahre. Wie sie zustande kamen, weiß ich nicht. Ich denke, sie wurden einfach »zugeordnet«.

Eine unserer Partnerstädte ist Halton in England. Weiterhin pflegen wir Verbindungen mit Tychy in Polen, mit Partisan und Oktober, zwei Stadtbezirken aus Minsk, sowie mit zwei Budapester Bezirken. Die jüngste Städtepartnerschaft des Bezirks, eben die mit dem bayerischen Lauingen, wurde als einzige nicht »von oben« beschlossen. Die Bürger selbst erkämpften sie sich.

*Die Geschichte wurde aufgeschrieben von Frank Nussbücker.*

Johann Keib

## **Die alten Schachteln und ihr Karton**

Ich stamme aus einer deutschen, einer schwäbischen Familie, die vor zweihundert Jahren nach Russland ausgewandert war. Im Dezember 1993 kam ich mit meinem Sohn wieder nach Deutschland zurück. Ich fühle mich als Heimkehrer oder Zurückkehrer. Das Wort *Aussiedler* oder *Spätaussiedler* mag ich nicht. Deutschland ist meine Heimat.

Meine erster Aufenthaltsort, wo ich länger blieb, war das Wohnheim Hessenwinkel in Köpenick. Nachdem ich den Papierkram hinter mich gebracht hatte, gründete ich, um die Langeweile zu verdrängen, ein Kindertheater und einen gemischten Laienchor. In Russland hatte ich bereits als Theaterregisseur und Kulturpädagoge gearbeitet.

Ich schrieb drei Märchenstücke – auf Deutsch natürlich. Hierbei halfen mir einheimische Kollegen. Wir traten mit dem Theater und dem Chor im Wohnheim wie auch in vielen anderen Einrichtungen sehr erfolgreich auf und waren richtig populär.

Schließlich entdeckte uns der *Kulturring in Berlin e.V.*, so dass wir auch im Kulturforum Hellersdorf mitwirken konnten.

In dieser Zeit suchte das Senioren-Kabarett »Die alten Schachteln« einen neuen Leiter. Die Truppe war 1995 aus einem Projekt der Volkshochschule heraus gegründet worden, nachdem sich ältere Damen auf eine entsprechende Anzeige in der Lokalzeitung

gemeldet hatten. Zwei Jahre später stand das Seniorenkabarett vor der Auflösung.

»Wäre das nichts für dich?«, fragten mich die Leute vom Kulturring. Also fuhr ich zur Probe, damals noch im *Pestalozzi-Treff* in Mahlsdorf.

Ich hatte tierische Angst, wie ich als Mensch aufgenommen werde – schließlich bringe ich aus Russland eine andere Mentalität mit. Doch ich hoffte, sie würden mich verstehen.

Nach der zweiten, dritten Probe war die Angst verflogen. Wir verständigten uns in der Sprache der Kunst, und diese Sprache ist überall gleich. Außerdem traf ich nur nette und aufgeschlossene Damen. Da ich etwas füllig bin, nannten wir uns in der Gruppe schon bald liebevoll »die alten Schachteln und ihr Karton«. Bereits nach kurzer Zeit merkte ich, dass wir etwas ändern mussten: Die Idee, alte Märchen auf die Gegenwart umzuschreiben, war zwar gut, hatte aber keine Zukunft. Im Profi-Theater sind die Rollen zumindest doppelt besetzt, so dass der Ausfall eines Schauspielers nicht zum Abbruch des Stückes führt. Hier aber spielten ältere Leute, zwar gute Laienschauspieler, aber eben doch über sechzig und siebzig Jahre alt. Da fällt schneller mal jemand aus, muss sofort alles abgesagt werden. Deshalb schlug ich vor, Sketch-Programme einzustudieren – also reines Kabarett. So war es besser möglich, Schauspieler auszutauschen.

Wir verlegten unsere Proben nach Marzahn, wo auch der größte Teil unseres Publikums wohnt. Etwa drei-, viermal im Monat waren wir in all den Jahren unter-

wegs – in verschiedenen Kieztreffs, Begegnungsstätten, Kulturzentren, Seniorenheimen. Auch in Brandenburg spielten wir schon und konnten meist tolle Erfahrungen mit dem überwiegend älteren Publikum machen.

Um näher am Ort unserer Proben zu sein, zog ich, nachdem ich zunächst in Weißensee gewohnt hatte, nach Marzahn-Hellersdorf. Außerdem bildete ich mit Irina, die ich hier kennen gelernt hatte, eine Wohngemeinschaft. Jetzt, da es mit der Gesundheit etwas bergab geht, ist es schön, jemanden an seiner Seite zu haben und sich gegenseitig helfen zu können.

Neben der wundervollen Arbeit im Seniorenkabarett ging vor drei Jahren ein großer Traum in Erfüllung: Mit Hilfe mehrerer Leute gründete ich in Ahrensfelde das Deutsch-Russische Theater, das Tschechow-Theater. In meinem »vorigen Leben« habe ich fast alle Tschechow-Werke inszeniert und im Gebiet Krasnodar auf die Bühne gebracht. Meine große Liebe gehört allerdings den kleinen humorvollen Stücken, wie »Der Bär«, »Der Heiratsantrag« oder »Das Jubiläum«.

Für mich war es immer wichtig, dass Einheimische und Russlanddeutsche über ihre Geschichte ins Gespräch kommen. Es ärgerte mich stets die Frage: »Woher kommen Sie?«

In der ersten Zeit antwortete ich: »Aus Köpenick!«, wo ich im Wohnheim untergebracht war.

Doch die Leute bohrten weiter. Ich spürte sofort, dass ich als Mensch zweiter Klasse angesehen wurde, ob-

wohl die Frage vielleicht gar nicht böse oder abschätzig gemeint war.

Aber auch die Russlanddeutschen erzählen bei jeder Begegnung, welch ein schreckliches Schicksal sie hatten. Das ist sicher richtig, doch interessiert sich fast keiner von ihnen dafür, wie es den Menschen ging, die *hier* groß geworden sind. Welche Ereignisse trugen sich zu, welches Leben führte dieses Volk hier?

Ich möchte, dass mein Volk wieder zusammenwächst, also das Volk der alt eingesessenen und der zurückgekehrten Deutschen. Wir müssen unsere Werte austauschen.

Ich sehnte mich danach, ein Theater aufzubauen, das gegenseitigem Verständnis dient, denn ich glaube, dass man nicht in einem Land leben kann, ohne seine Geschichte zu kennen. Deshalb fand ich es großartig, als ich den »Idealisten« begegnete, einer Kreuzberger Theatergruppe, die sich ebenfalls Tschechow verschrieben hatte. Nun konnte ich die unterschiedliche Auslegung der Stücke – aus meiner und aus ihrer Sicht – vergleichen. Mehrmals spielten wir im Tschechow-Theater in der Märkischen Allee 368 die verschiedenen Variationen gemeinsam, die einen in deutsch, die anderen in russisch.

Inzwischen musste ich das Theater an der Märkischen Allee leider verlassen. Es zog um und existiert jetzt mit einem anderen Profil.

Geblieden ist mir jedoch das Senioren-Kabarett mit wunderbaren Menschen, die ich lieb gewonnen habe.

Ich bewundere, wie viel Energie sie aufbringen. Wenn die Älteste mit ihren neunundsiebzig Jahren auf der Bühne steht und ich ihr bei einer Probe sage: »Liebe Ursel, heute möchte ich dich schonen und ein paar Sketche mit dir rausnehmen!«, erwidert sie: »Wieso, spiele ich so schlecht?« Und schon treibt es sie wieder auf die Bühne.

Zum Glück wuchs ich zweisprachig und »zweiseelisch« auf. Meine Eltern retteten, was die Vorfahren von Deutschland mitgebracht hatten. So verstehe ich sowohl den Humor der Einheimischen als auch den der Russen.

Manchmal gibt es aber auch Missverständnisse und meine Damen fragen: »Was hast du damit gemeint?« Dann muss ich mich erklären. So war es mit dem Sketch »Das Knie«, den ich früher einmal niedergeschrieben hatte und der bei meinem Publikum in Russland sehr gut angekommen war. Nachdem ich ihn übersetzt hatte, war die Wirkung verpufft. Wir mussten ihn umschreiben.

Einmal erhielt ich von einer unserer Damen einen wunderschönen Text. Es ging darum, dass jetzt auch auf den Bahnhöfen alles in Englisch geschrieben steht. Beherrscht man diese Sprache nicht, steht man im Regen. So auch bei der Suche nach einer Toilette. Doch das Stück war zu breit angelegt, zwar gut zu lesen, aber nur schwer zu spielen. Ich musste den Text radikal kürzen. Letztlich blieb nur die Pointe, die allerdings war von Anfang an gut. So entstand doch noch ein toller Sketch – nicht nur beim Publikum,

sondern auch bei unseren Schauspielerinnen sehr beliebt.

Mittlerweile arbeiten wir schon acht Jahre zusammen, am 12. März 2005 feiern wir im Freizeitforum Marzahn das zehnjährige Bestehen des Senioren-Theaters mit einer Jubiläumsaufführung. Dort werden wir die besten Sketche aus den bisherigen zwölf Programmen zeigen.

Wir treffen uns nicht nur jeden Donnerstag zu den Proben im Stadtteilzentrum *Mosaik*. Auch zu den Geburtstagen kommen wir oft zusammen. Dann plaudern wir über Gegenwärtiges und Vergangenes. Ich fühle mich nicht als ein fremder Teil oder Eindringling, sondern zu diesem Kreis dazugehörig. Ich bin längst angekommen.

*Die Geschichte wurde aufgeschrieben von Dietmar Bender.*

Heiko Vöge

### **Aus der »Platte West« in die »Platte Ost« – ein Bremer in Marzahn**

Sechzehn Jahre lang lebte ich in einer 35-Quadratmeter-Wohnung in Bremen und begann im Februar 2002 eine Umschulung zum Restaurantfachmann.

Schon während dieser Ausbildung machte ich mir Gedanken darüber, wo ich künftig arbeiten will. Da es in Bremen ein Überangebot an Cafés, Kneipen und Restaurants gibt, und es schwierig ist, dort etwas Eigenes aufzubauen, wollte ich Bremen verlassen. Ich hätte mir vorstellen können, nach Schweden oder Dänemark überzusiedeln.

Doch nach der Prüfung im Oktober 2003 lernte ich per Internet jemanden aus Berlin kennen, so dass bald der Wunsch entstand, nicht nach Skandinavien zu ziehen, sondern es einfach mit der Hauptstadt zu versuchen.

Um meinen spontanen Entschluss zu untermauern, wollte ich unabhängig von meiner Bekanntschaft einige Zeit in Berlin zur Probe wohnen. Ich suchte eine preiswerte Unterkunft und stieß im Internet auf die Jugend-Gästewohnungen von *Pro-social* in Marzahn. Ich buchte ein Zimmer für zehn Tage und las in diesem Zusammenhang erstmals etwas mehr über den Bezirk mit den vielen Neubausiedlungen – dem Phänomen Marzahn-Hellersdorf.

Bislang hatte ich darüber lediglich aus den Medien gehört und erfahren, dass es hier gefährlich sein soll

und spezielle Cops durch die Gegend fahren, um die Rowdys in Schach zu halten. Ich sagte mir: »Das musst du dir jetzt mal anschauen!«

Am späten Abend des 20. Dezember traf ich in dem Haus am Blumberger Damm ein. Es war ein sehr kalter Tag. Doch schon an der Rezeption wurde ich herzlich begrüßt. Und diese Atmosphäre zog sich durch die gesamten zehn Tage.

Ich war positiv überrascht. Ich merkte: Marzahn, das wäre etwas für mich. So siedelte ich knapp drei Monate später von Bremen nach Berlin über, um bei *Pro-social* für ein Jahr in einem Einzelzimmer zu wohnen. Meine Wohnungs-Einrichtung hatte ich verkauft und verschenkt.

Ich war viel unterwegs, fuhr mit der S- und der Straßenbahn durch Hohenschönhausen und Ahrensfelde, um zu schauen, in welcher Umgebung ich mich befinde.

Ich hatte gehört, dass die Leute morgens aus den »Schlafstädten« der Neubausiedlungen zur Arbeit fahren, abends wieder heimkommen und dann »tote Hose« ist, weil die Leute kaputt sind. Doch das schlechte Image Marzahns bröckelte ziemlich schnell ...

Auch in Bremen-Osterholz hatte ich in einer kleinen Plattenbausiedlung gewohnt. Dort gibt es mehr ältere Leute, viele Spätaussiedler und einen hohen Ausländeranteil, während in Marzahn-Hellersdorf fast nur Einheimische leben.

Erstaunt war ich von der guten Verkehrsanbindung.

Nachdem ich mich mit den öffentlichen Verkehrsmitteln auskannte, gelangte ich schnell in die Stadt, auch wenn die Entfernung ins Zentrum eine ganz andere ist als in Bremen mit seinen nur 550 000 Einwohnern.

Nach all den Behördenwegen und dem Gang zum Arbeitsamt hatte ich Muße und erkundete die Freizeitangebote. Ich war überrascht: Ich entdeckte Jugendklubs, die im Westen, der mit pädagogischer Betreuung nicht so reich gesegnet ist wie der Osten, fehlen. Ich besuchte Einrichtungen wie den *Mebrweg* in Ahrensfelde und stellte schnell fest, wie viele nette Leute hier verkehren. Sie zeigten mir den Bezirk, die Ahrensfelder Berge oder den Wuhle-Wanderweg, der von Ahrensfelde bis nach Köpenick führt.

Schon nach kurzer Zeit war ich froh, mir eine solch tolle Wohngegend ausgesucht zu haben. Marzahn zeigte sich überhaupt nicht so, wie von den Medien dargestellt, und ich hatte bald ein gutes Gefühl, nach meiner verpassten Berufsausbildung, all den Gelegenheitsjobs und der abgeschlossenen Umschulung hier wieder bei Null anfangen zu können.

Meine ersten Job-Erfahrungen in Berlin sammelte ich bei *Pro-social*. Im Haus gibt es einen Treffpunkt für die vielen Jugendgruppen, ob aus Polen, Tschechien, Ungarn, den Benelux-Staaten, Frankreich oder Großbritannien, die hier in den Ferienzeiten eine Unterkunft finden. Außerdem kommen Jugendliche aus EU-Ländern zu *Pro-social*, die in ihrem freiwilligen Jahr in Kindergärten, Baumschulen oder in Altenheimen arbeiten, sowie Azubis aus ganz Deutschland,

die hier eine dreijährige Ausbildung in sozialen Berufen absolvieren. Aus diesem Treffpunkt entwickelte sich schließlich ein Café.

Nach drei Monaten fragte mich die Leiterin, ob ich nicht Lust hätte, ehrenamtlich im Café mitzuarbeiten, das dreimal wöchentlich geöffnet ist. Ich sagte sofort zu und habe bis heute viel Spaß daran.

Aber schon mit dem Einzug bei *Pro-social* stand bei mir der Wunsch ganz oben, mich mit einem eigenen Café in Marzahn selbstständig zu machen.

Das Konzept steht bereits, und positive Signale von den Banken gibt es auch schon. Ich möchte ein kleines Café mit fünf bis zehn Zweiertischen in Ahrensfelde einrichten und Kaffeespezialitäten, einige Teesorten, Wein und Sekt sowie Gebäck zu moderaten Preisen anbieten.

Außerdem werde ich mir in Marzahn eine Wohnung mieten.

*Die Geschichte wurde aufgeschrieben von Dietmar Bender.*

Christa Junge

## **Der fränkische Ottmar**

Auch diesmal war die Fahrt mit dem Fahrstuhl die acht Etagen hinunter zum Briefkasten nicht umsonst. Bei meinen über sechzig Brieffreundschaften in alle Welt lohnt sich der Blick in den schmalen Blechkasten fast jeden Tag. Nicht Idda aus Reykjavik, André aus Zofingen in der Schweiz oder Olive und Malcolm aus Leicester hatten geschrieben, auch nicht meine Thea aus Holland, mit der ich schon seit achtzehn Jahren im Briefwechsel stehe – sondern Ottmar aus dem Frankenland. Und welch eine Überraschung: Er und seine Frau Traudel kündigten ihren Besuch an.

Nach zwei regnerischen Tagen zeigte sich endlich die Sonne. Wir spazierten durch unser Naturschutzgebiet, das Wuhletal. In der Auenlandschaft standen die ersten Weidenkätzchen in voller Blüte. Wir konnten den Frühling fühlen.

»So viel Natur gleich um die Ecke – das hätten wir von Marzahn nicht gedacht«, staunten unsere Gäste. Dass es hier sogar Rehe gibt, wollten sie nicht glauben. Eigentlich sollte der Förster sie vorsorglich abschließen, aber der Protest der Leute hatte dies verhindert.

Bis heute genieße ich die Spaziergänge durch das grüne Marzahn. Vielleicht, weil ich bis 1983 im Friedrichshain wohnte: zweiter Hinterhof, vier Treppen, anderthalb Räume, ohne Bad, Ofenheizung. Zwei

kleine Kinder, der Mann im Schichtdienst. In der Straße kein Baum.

Lange hatten wir mit dem Wohnungsamt gekämpft, bis wir die ersehnte Neubauwohnung erhielten: Fernheizung! Vier Räume. Was waren wir glücklich. Ein schönes Bad, warmes Wasser aus der Leitung, keine Kohlen schleppen. Früh aufstehen, und die Wohnung ist warm! Ein eigenes Zimmer für unsere Tochter und für unseren Sohn.

Der Kindergarten war genauso neu wie unser Elfgeschoss. Der Weg zur S-Bahn führte noch durch Morast. Marzahner erkannte man insbesondere bei Regen an den Schuhen: Da klebte der Baudreck. Oft genug mussten wir neue Schuhe kaufen.

Als unsere Tochter mit der Zuckertüte stolz zum ersten Mal unsere Regenbogen-Schule betrat – über dem Eingang prangte ein wunderschöner Regenbogen –, war das Gebäude gerade ein Jahr alt. Zwei Jahre später, als unser Sohn eingeschult werden sollte, musste schon eine neue Schule her – so viele Kinder lebten inzwischen im Wohngebiet. Auf den Einschulungsfotos ist in Richtung Hellersdorf noch kein Haus zu entdecken ...

Viele junge Leute zogen nach Marzahn, viele Kinder. Zwei der Nachbarn kannten wir schon – aus dem Friedrichshain. Doch schnell entstanden neue Freundschaften, die bis heute bestehen.

All das erzählte ich, während ich mit Ottmar und Traudel durch den Griesinger-Park schlenderte. Plötzlich sprang eine Gruppe von Rehen an uns vor-

über – mitten in der freien Natur von Marzahn! Kinder hatten die Tiere aufgeschreckt.

Mit Brieffreunden aus halb Europa spazierte ich schon durch das Wuhletal, hinüber ins alte Dorf, weiter zur Mühle, zwischen den Hochhäusern entlang oder zum Heimatmuseum. Alle waren sie erstaunt, was es hier zu entdecken gibt, hatten sie doch über die »größte Plattenbausiedlung Europas« nur Kritisches gehört.

Ottmar mit seinen siebzig Jahren zeigte sich besonders beeindruckt: »Am liebsten würde ich hier einziehen.« Wir lachten: Ein Franke zieht nach Marzahn!

Aber irgendwie kann ich ihn verstehen. Hier ist es wunderschön. Nicht nur durchs Wuhletal kann man stundenlang spazieren. Auch der ehemalige Erholungspark Marzahn hat sich gemauert – heute locken die »Gärten der Welt« mit ihren wunderschönen Anlagen und vielseitigen Veranstaltungen viele Touristen und Berliner an. Das Biesdorfer Schloss mit seinem Park und dem Schlossteich ist zum Glück in guten Händen, der Verein bemüht sich, das Haus nach und nach instand zu setzen.

Inzwischen ist eine neue Generation herangewachsen, die Enkel der Eltern von einst. Auch meine drei Enkelkinder besuchen mich gerne – und die schönen Spielplätze hier.

Ringsherum wurde ein Häuserblock nach dem anderen saniert, sogar ein neuer Bau hochgezogen, um das Wohngebiet attraktiver zu machen. Unser Haus ist eines der letzten im alten Zustand.

Nun flatterte uns plötzlich ein Schreiben ins Haus, wonach das Mietverhältnis beendet wird, weil ab März 2005 saniert werden soll. Wir müssen die vier Aufgänge »räumen«. Es wird zurückgebaut, obwohl damit auch vierzig der begehrten Zwei-Raum-Wohnungen verschwinden, die es in dieser Qualität in ganz Marzahn nicht mehr gibt.

Gut, vielleicht bekomme ich eine Wohnung im Umfeld, aber freie Vier-Raum-Wohnungen mit Hobbyraum, wie mein Mann und ich eine haben, sind im Wohngebiet leider nicht zu finden.

Wenn man so lange hier wohnt, fast jeden Stein kennt, fällt es schwer fortzuziehen. Nach 21 Jahren. Wie soll ich sagen? Ich fühle mich heimatlos!

Der Abschied würde sicher sehr schmerzen, auch weil ich meine Senioren, die ich betreue, nicht mehr in meiner Nähe hätte. Doch ich werde um den Erhalt unseres Hauses kämpfen – ich möchte weiter so hoch oben über die Dächer Marzahns schauen ...

*Die Geschichte wurde aufgeschrieben von Dietmar Bender.*

Heinrich Niemann

## **Was in einem Reiseführer stehen sollte**

Wer schlägt schon in einem Reiseführer seinen Heimatort nach? Kaum jemand, nehme ich an. Man kauft sich einen, wenn man in den Urlaub fährt. Über seinen Heimatort weiß man eh besser Bescheid. Auch ich als Stadtrat habe das lange so gehalten – obwohl ich mich seit längerem damit auseinandersetze, wieso gerade über unseren Stadtbezirk nach wie vor gewisse negative Vorurteile existieren.

Ausgehend von der Frage: »Was können wir tun, diese Klischees zurückzudrängen?«, schaute ich schließlich doch einmal nach, was Reiseführer über uns zu sagen haben. Dabei fand ich heraus, es gibt drei Kategorien dieser Bücher: In der ersten Kategorie steht gar nichts über uns. Die zweite Gruppe schreibt *durchaus* Sachgerechtes, die dritte schließlich ist die, die mich beschäftigt.

Vor etwa einem Jahr erschien der neue *Baedeker Deutschland*. Darin fand ich unter der Rubrik »Sehenswertes in den übrigen Berliner Bezirken« folgenden Satz: *Inmitten der baulichen Einöde von Marzahn wirkt das Dörfchen Alt-Marzahn verloren*. Nun, immerhin wird Marzahn als Dorf erwähnt.

»Bleib fair«, dachte ich, »in dem Buch geht es schließlich um Gesamt-Deutschland. Es gibt ja noch den *Baedeker Berlin*.« Darin steht ein bisschen mehr, aber der Satz: *Inmitten der baulichen Einöde ... findet sich auch hier*.



Vorige Woche schließlich entdeckte ich einen weiteren Stadtführer. Den Namen möchte ich hier nicht nennen, wohl aber ein Zitat vortragen. So fand ich in der Einführung unter »Berliner Stadtlandschaften« den Satz: *Die jüngsten Bezirke des Ostens, allesamt berüchtigt für ihre unwohnlichen Plattenbauten\*, sind Marzahn, Hellersdorf und Hohenschönhausen. Solche Neubauviertel gibt es allerdings auch im Westteil der Stadt – mit den gleichen Problemen und der gleichen Unwohnlichkeit. Das Märkische Viertel in Reinickendorf oder die Gropiusstadt in Neukölln gehören zu solchen Neubauvierteln, in denen das Leben und die Haltung der Bewohner sich nur minimal von jenen in den Plattenbauvierteln des Ostens unterscheidet.*

Das ist das Einzige, was in diesem Stadtführer über uns steht – und es regt mich maßlos auf! Über das Wort »berüchtigt« will ich mich gar nicht weiter auslassen – aber was heißt denn, bitte schön, »unwohnlich«? Und was ist »wohnlich«, in einer solchen Stadt wie Berlin, in einem hoch entwickelten Land?

Ich ging dieser Frage nach und kam auf etwa zwei Dutzend Punkte, an denen man meiner Meinung nach festmachen kann, wann etwas wohnlich ist und wann nicht.

Unter wohnlich verstehe ich also: Die Wohnung muss

*\*Mit den »unwohnlichen Plattenbauten« sind allein im Bezirk Marzahn-Hellersdorf zwei Großsiedlungen mit insgesamt hunderttausend Wohnungen in Plattenbauweise gemeint, verteilt auf über vierzig verschiedene Quartiere. Ebenso viele Wohnungsunternehmen haben inzwischen die Wohnungen modernisiert. Hundertsiebzigtausend Menschen wohnen und leben hier.*

warm, sicher und trocken sein. Ferner sollte sie genug Platz bieten und einen Balkon haben. Sanitäreanlagen ebenso wie die Küche müssen in Ordnung sein. Fernheizung finde ich zum Beispiel sehr wohnlich. Bezahlbar soll die Wohnung ebenfalls sein. Nun, billig sind unsere Neubaudomizile freilich nicht. Sie sind zumindest teurer als viele Wohnungen im Westen der Stadt, die über Jahre durch den sozialen Wohnungsbau subventioniert worden sind.

Gute Schulen sollten da sein und genügend Kitas. Bei den Kindertagesstätten verfügen wir nach wie vor über eine bedarfsgerechte Versorgung. Wo gibt es das noch in dieser Stadt?

Die Einkaufsmöglichkeiten haben sich verbessert. Ja, mehr noch: Nur durch die Großsiedlungen verfügen auch angrenzende Kleinsiedlungen über genügend Geschäfte.

Neulich erzählte mir eine junge Frau, die ihrem Freund nach Friedrichshain nachgezogen war: »Meine Kinder haben lange gebraucht, sich daran zu gewöhnen, dass es in der Innenstadt nur kleinere Spielplätze gibt oder gleich gar keine.«

Was das Grün angeht, besteht unser Problem darin, dass wir *zu viel* öffentliches Grün haben – gemessen an unserer Kraft, es zu unterhalten und zu pflegen. Wer weiß schon, dass unser Bezirk nach Treptow-Köpenick die *meisten* öffentlichen Grünanlagen besitzt?

Es gibt bei uns, bis auf wenige Ausnahmen, keinen Stau. Wer die Schleichwege kennt, braucht auch diese nicht zu fürchten.

Suchen Sie mal in der Innenstadt einen Parkplatz! Uns beschäftigt dagegen das »Luxusproblem«, dass manche ihren Parkplatz unmittelbar unter ihrem Balkon fordern.

Auch mit der Kultur ist es vorwärts gegangen. Trotz der Finanznot, die uns zu schaffen macht, halten wir noch immer viele Einrichtungen, wie die Galerie »M«, das Freizeit-Forum Marzahn, das Kulturforum in Hellersdorf oder das Kunsthaus »Flora« in Mahlsdorf, um nur einige Beispiele zu nennen. Es gibt in unserem Bezirk zwei Multiplex-Großkinos.

Was die öffentliche Sauberkeit und Ordnung betrifft, ärgern sich manche, aber wir können uns auch hier sehen lassen!

Wir verfügen sogar über eine gut funktionierende Verwaltung. Es freut mich, dass zum Beispiel unser Standesamt (dafür bin ich nicht zuständig, deshalb kann ich das hier ruhig hervorheben) im vergangenen Jahr in einer offiziellen Studie der Fachhochschule für Verwaltung sehr gute Noten bekommen hat.

Gute Nachbarschaft ist bei uns längst kein Fremdwort. Und wie steht es um unser Gemeinwesen? Es gibt eine lebendige Landschaft von vielleicht hundertfünfzig Vereinen und freien Trägern, einen rührigen Heimatverein, den Marzahn-Hellersdorfer Wirtschaftskreis, Naturschützer, Kleingärtner oder sehr erfolgreiche Sportvereine. Wer kennt zum Beispiel das Projekt von *Eintracht Mahlsdorf* »Boxen gegen Gewalt«? Es gibt Chöre, Interessen- und Selbsthilfegruppen – mit einem Wort: viele Leute, die sich umeinander und um die Stadt kümmern.

Also, die These, es sei bei uns unwohnlich, ist schwer aufrecht zu erhalten. Deswegen will ich meinen Traum oder viel mehr, meine realistische Vision, nicht länger für mich behalten. Meine Vision ist also, dass in den Reiseführern bald sinngemäß Folgendes steht: *Marzahn-Hellersdorf – eine neue, sehr wohnliche Stadtlandschaft, die sich jederzeit mit anderen Teilen Berlins messen lassen kann: Wohnen in offener Landschaft, bezahlbar und mit allen Vorzügen einer Großstadt wie Berlin.* Außerdem, das wäre dann schon die hohe Schule, sollte dort stehen: *Marzahn-Hellersdorf ist ein baulich manifestiertes schönes Beispiel dafür, dass aus dem, was in der DDR bescheiden und mit allen Schwächen begonnen und in der reicheren Bundesrepublik fortgesetzt wurde, etwas entstehen kann, was mit Recht ein wohnliches und nicht berüchtigtes, sondern berühmtes Gebiet der Bundeshauptstadt Berlin zu nennen ist.*

Dem könnten ein paar Routen-Empfehlungen folgen, beispielsweise: *Besuchen Sie erst den Erholungspark Marzahn mit den Gärten der Welt, dann die »Abrensfelder Terrassen«\* und kehren schließlich bei Charlotte von Mahlsdorf im Gründerzeitmuseum zum gemütlichen Abendessen in der »Mublack-Ritze« ein.*

Eine andere Route führt uns ...*vom Kienberg mit Ausblick auf das Stadtpanorama auf dem Wuhleweg bis zur Biesdorfer Höhe mit einem herrlichen Blick in die Auenlandschaft, unterwegs planen wir Abstecker in das Rote*

*\*Die »Abrensfelder Terrassen« sind das größte Berliner Stadtumbauprojekt – hier werden neben dem Abriss von etwa tausend Wohnungen rund vierhundert »Plattenwohnungen« in moderne Terrassenwohnungen umgestaltet.*

*bzw. Gelbe Viertel mit ihren schönen Wohnhöfen und Mietergärten, ein Picknick im Schlosspark Biesdorf beschließt die Tour.*

Ich hätte noch weitere Vorschläge in petto ...

Die Teilnehmer des Marzahner Erzählfestes beschlossen, an Stadtführer-Verlage zu schreiben und sie über Marzahn-Hellersdorf aufzuklären.

*Die Geschichte wurde aufgeschrieben von Frank Nussbücker.*

## Nachwort

Vielleicht kommen Sie, liebe Leserin, lieber Leser, nach der Lektüre dieses Büchleins ins Grübeln, warum solche Geschichten so sehr zu fesseln vermögen, aufs Weiterlesen mitunter fast süchtig machen. Ich stelle mir diese Frage nicht zum ersten Male, und ich will Ihnen meine Überlegungen dazu gerne mitteilen:

Erstens ist es m. E. die Authentizität des Erzählten, des Erzählers. Das muss gar nicht heißen, dass die Geschichten nicht durch subjektive Sichtweisen und Wertungen gefärbt, nicht ebenso einseitig oder voreingenommen sein können wie klug und weise. Aber wie subjektiv eingefärbt so ein Bericht auch sein mag, er ist immer ein Ausschnitt aus der Lebenswelt eines wirklich existierenden Menschen, eben nichts Erfundenes, Erdichtetes, wie in Erzählungen und Romanen der Schriftsteller.

»Objektive Wahrheit« zu verlangen ist Unsinn, subjektive Ehrlichkeit die Mindestforderung. Nur in diesem Vertrauen in den Erzähler können wir in seinem Erlebnisbericht auf eine Erweiterung unserer eigenen Lebenserfahrung hoffen. Und die wird in diesem Büchlein geboten, in dramatischen Geschichten – nicht minder spannend aber auch in äußerlich weniger bewegten. Anregend ist gerade die Vielfalt erzählten Lebens, von professionellem Künstlertum bis zu einer Genussfähigkeit, welche sich davon nährt,

Landschaften, Nachbarschaften, Weltsichten aufzunehmen, sich gedanklich und emotionell aktiv anzueignen.

Ein zweiter Grund, warum uns solche Zeitzeugenberichte so sehr vereinnahmen: In diesen Zeiten des Umbruchs sichten und prüfen viele Menschen ihre eigenen Erinnerungen. Vieles wird neu sortiert, neu bewertet, manches in die Versenkung geschickt, anderes, fast Vergessenes, in helles Licht gerückt. Sachliche Berichte darüber, wie »das Leben wirklich spielte«, können eine Orientierungshilfe sein.

Es ist wichtig, den neuen Klischees, den neuen ideologischen Stereotypen und standardisierten Sprechblasen in politischen Talkshows die eigene Erfahrung entgegenzusetzen. Durch einfaches, schlichtes Erzählen. Damit tun wir auch den Kommenden einen großen Gefallen, deren Neugier auf das Leben in diesem Epochenbruch unstillbar sein wird.

Ich kann mir kaum etwas Typischeres für dieses heutige Ringen um die Erinnerungen der Menschen vorstellen, als die Auseinandersetzungen um das Leben in den »Plattenbauten«, für die deutschlandweit der Ort *Marzahn* steht. Unversöhnlich und verhärtet treffen hier offenbar zwei Parteien aufeinander: die von Medien und maßgeblichen Politikern geschaffene Partei der »Plattenbau«-Denunzierer und diejenigen auf der anderen Seite, die hier, in Marzahn, leben und sich gegen die Ächtung ihrer Wohnwelt wehren.

Das Wort »Plattenbau« ist von der ersteren Partei kreiert worden – im Jahre 1990, wie einer der Erzäh-

ler bemerkt zu haben glaubt. Offenbar ist kein Marzahner »Mitglied dieser Partei«. Und für einen aus Bremen kommenden Neu-Marzahner ist die Entblätterung des gehätschelten Anti-Marzahn-Gewächses offenbar ein Schlüsselerlebnis.

Erfreulich, dass die wirklichen Veränderungen der Wohnwelt nach der Wende Wasser auf die Mühlen der Marzahn-Verteidiger leiten – und nicht auf diejenigen der »Plattenbau«-Denunzierer. Geradezu köstlich die Geschichte über die Angliederung des Stadtteils Marzahn-Nord an die Brandenburger Gemeinde Ahrensfelde, eine den Berliner und Brandenburger Medien zugespülte Luftblase, mit der die Bewohner endlich Gehör bei den zuständigen Senatsinstanzen fanden.

Ich finde es wunderbar, dass es Marzahner Bürger selbst in die Hand genommen haben, gemeinsam mit Bürgern einer bayerischen Stadt eine deutsch-deutsche Städtepartnerschaft ins Leben zu rufen.

Einen dritten Grund für die Beliebtheit solcher Alltags-Geschichten sehe ich in der davon ausgehenden Versuchung, welche von Shakespeare oder Thomas Mann natürlich nicht ausgehen kann: nämlich selber zur Feder zu greifen. Sie sollten, liebe Leserin, lieber Leser, durchaus den Mut haben, sich der Phantasie hinzugeben, welche schon die Erfinder der Schrift beflügelt haben mag: Was geschrieben steht, kann wahrlich nicht in Äonen untergehen. Es gewinnt eine eigenständige Existenz, die über die eigene Lebenswelt, ja über das eigene Leben hinausreichen kann.

»Ich schreibe Flaschenpost-Literatur«, sagte mir ein mir gut bekannter Literat, durchaus zuversichtlich gestimmt. Und er meinte damit, irgendwann werde irgendwer sein Geschriebenes doch lesen. Ein schöner Gedanke. Sie werden, sollten Sie es selbst versuchen, überrascht sein, wie erleichtert Sie sich danach fühlen.

Harry Nick, Oktober 2004

## **Die Erzähler**

### **Elisabeth Albrecht**

wurde 1939 geboren. Sie arbeitete erst als Lehrerin, später als Bibliothekarin und zog einen Jungen groß. Seit 1981 lebt sie in Marzahn.

### **Gerd Cyske**

Möbeltischler und Diplom-ökonom, war der erste Stadtbezirksbürgermeister von Marzahn (1979–1990). Er lebt selbst bis heute im Bezirk.

### **Christian Domnitz**

Jahrgang 1975, ist zwar der jüngste Marzahner, der hier seine Geschichte erzählt, dennoch war er vor allen anderen an diesem Ort: Er wurde als Bewohner des ländlichen Marzahn geboren, als die Pläne für den Massen-

wohnungsbau noch in den Schubladen ihrer Zeichner lagen. Heute lebt er in Prenzlauer Berg und arbeitet als Historiker und Publizist.

### **Heidi Elgt**

Schneiderin und Inhaberin von »strickdesign« in Kaulsdorf. Ihre Modelle waren zu DDR-Zeiten – nicht nur in Marzahn und Hellersdorf – heiß begehrt. Heute stellt sie ihre Kollektionen auch regelmäßig auf Modenschauen vor.

### **Gabriele Franik**

Die gebürtige Rostockerin, Jahrgang 1956, lebt seit 1965 (durch den berufsbedingten Umzug ihrer Eltern) in Berlin.

Wie viele andere Menschen führte sie Anfang der achtziger Jahre ein *Privileg* nach Marzahn. Ihr Sonderstatus hieß: zu erwartende Mutterfreuden mit Zwillingen! Heute erwerbsunfähig arbeitet sie ehrenamtlich in der Hospizbewegung des Bezirks Lichtenberg.

### **Ingolf Göbel**

Jahrgang 1963, »entdeckte« das Dorf Marzahn vor elf Jahren. Im Spätsommer 2001 übernahm er das Amt als Pfarrer der evangelischen Kirchen-Gemeinde Berlin-Marzahn. Noch im gleichen Jahr zog er auch in den Bezirk, obwohl er sich das einst nicht vorstellen konnte.

### **Detlef Habrom**

Der gebürtige Hallenser, Jahrgang 1954, lebt seit 1979 in Marzahn. Seit fast zwanzig Jahren ist er hier Mitglied der Freiwilligen Feuerwehr, von 1997 bis 2003 war er als Wehrleiter im Einsatz.

### **Dr. Christine Hannemann**

Die Stadt- und Regionalsoziologin, Autorin des Buches »Die Platte. Industrialisierter Wohnungsbau in der DDR«, war als Soziologie-Studentin für die Untersuchung »Wohnen 86 – Marzahn« im Bezirk unterwegs.

### **Tamara Hentschel**

zog 1986 nach Marzahn-Nord, wo sie sich gleich wohlfühlte und noch heute lebt, inzwischen mit ihrem vietnamesischen Ehemann. Sie ist Geschäftsführerin des von ihr mitgegründeten Vereins *Reistrommel e.V.*, der vietnamesische

Bürger und Migranten unterstützt. 2003 erhielt sie für ihr Engagement das Bundesverdienstkreuz.

### **Jürgen Hinze**

Der Rentner arbeitete von 1979 bis 1986 als Arbeitsschutzinspektor für Marzahn, Hohenschönhausen und die historischen Bauten in Mitte. Wegen seines grünen Mopeds und seiner Hartnäckigkeit bekam er den Spitznamen »Das grüne Ungeheuer«.

Er lebt seit 1985 in Marzahn und mag an dem Bezirk besonders, dass es hier so viel Grün gibt.

### **Christa Junge**

Jahrgang 1954, lebt seit 1983 in Marzahn und betreut seit 24 Jahren ehrenamtlich über die *Volkssolidarität* Senioren. Sie zeigte schon

vielen ausländischen Freunden ihren Bezirk und möchte in der Wuhlestraße wohnen bleiben.

### **Johann Keib**

Der zweisprachig aufgewachsene Russlanddeutsche, Theaterregisseur und Kulturpädagoge lebt seit Dezember 1993 in Deutschland und leitet seit acht Jahren das heute im Marzahner Stadtteilzentrum *Mosaik* ansässige Senioren-Kabarett »Die alten Schachteln«.

### **Michael Klein**

Der Bildhauer wohnte und arbeitete zwölf Jahre im Dorf Marzahn und schuf dort unter anderem das Gedenkmal für die Zwangsarbeiter auf dem Parkfriedhof Marzahn. Heute lebt er in Neuenhagen bei Berlin.

### **Charlotte Knochenhauer**

Die 91-jährige ehemalige Schuhverkäuferin wohnt seit 21 Jahren mit ihrem Mann in Marzahn, regelt ihren Alltag noch völlig selbstständig und trifft sich fast täglich mit ihresgleichen im Wohngebiet.

### **Marlitt Köhnke**

zog 1988 nach Hellersdorf, wo sie 1990 die erste Bezirksbürgermeisterin nach der Wende wurde. Ab 1992 vertrat sie ihre Partei in der Bezirksverordnetenversammlung. Im Dezember 2001 wurde sie im fusionierten Bezirk Marzahn-Hellersdorf in das Amt der Bezirksstadträtin für Bildung, Kultur und Sport gewählt.

### **Gerhard Lange**

geboren 1934, Werkzeugmacher, zog 1984 nach Marzahn und lebt als engagierter Rentner noch heute dort.

### **Dr. Heinrich Niemann**

Jahrgang 1944, Motorenbauer, Facharzt für Sozialmedizin und Fachjournalist Umwelt, lebt seit 1981 als »bekennender« Plattenbauwohner in Hellersdorf. Seit 1992 mit PDS-Mandat Bezirksstadtrat – zunächst in Hellersdorf, seit 2001 im Großbezirk Marzahn-Hellersdorf für das Ressort Ökologische Stadtentwicklung – fühlt er sich »dafür verantwortlich, dass sich unser Bezirk, und speziell die beiden Großsiedlungen in Plattenbauweise, weiter positiv entwickeln ...«

### **Helga Müller**

Die 57-Jährige lebt seit 1986 in Marzahn, hat zwei erwachsene Söhne und ist derzeit auf der Suche nach einem neuen Ort, an dem sie ihre Malkurse durchführen kann.

### **Dr. Günter Peters**

Als Stadtbaudirektor der DDR-Hauptstadt (1966–1980) war der Architekt, Wirtschaftswissenschaftler und Bauhistoriker maßgeblich an der Planung



und Entwicklung der Stadtbezirke Marzahn und Hellersdorf beteiligt. Der Autor zahlreicher Publikationen zur Heimat- und Baugeschichte (u.v.a.: »Kleine Berliner Baugeschichte« und »Hütten, Platten, Wohnquartiere«) und Vorsitzende des Fördervereins für Regionalgeschichte von Marzahn-Hellersdorf wohnt seit 1960 in Biesdorf-Nord.

### **Mogens Pittack**

seit 1966 auf der Welt – genau wie der *Ford Mustang*, der beste Zweitwagen – und daher äußerst stolz auf diesen Jahrgang; in Marzahn seit 1983.

### **Torsten Preußing**

Der 58-jährige bekennende Lokalpatriot – weil erst in Marzahn Berliner geworden und durch negatives Außenimage seines Stadtteils zum Widerspruch herausgefordert – wohnt seit 1986 in Marzahn-Nord. Als Mitbegründer und Mitsprecher des *Bewohnerbeirats Marzahn NordWest* fühlt er sich dem Motto »Eingemischt und mitgemischt!« verpflichtet.

### **Werner Schmidt**

Der gelernte Dachdecker, Jahrgang 1951, verheiratet, zwei Kinder, kam 1985 aus Schwedt nach Berlin, wo er eine Baubrigade leitete. Zehn Jahre wohnte er im Prenzlauer Berg, bevor er 1995 nach Marzahn zog.

Foto: Christel Walter

### **Heiko Vöge**

Der 37-jährige Restaurantfachmann kam vor einem Jahr aus Bremen nach Marzahn.

### **Stefan Welke**

Jahrgang 1964, in Ahrensfelde geboren und aufgewachsen, dabei immer wieder Marzahn gestreift. 1985 / 86 berufliches Intermezzo in der Konsumgenossenschaft Berlin-Marzahn. Davor Lehre als Bankkaufmann und Tätigkeit als Diakonischer Helfer. Danach Buchhalter und Betriebswirt. Heute Autor und Stadtführer.

### **Petra Wermke**

zog nach dem Studium in Moskau 1987 zusammen mit ihrem Mann nach Marzahn. Frei nach ihrem Motto »Nicht meckern – klotzen!« begann sie sich nach dem Flüggewerden der Kinder

politisch zu engagieren. Engagement und Organisationstalent brachten ihr schnell allerhand Mitgliedschaften und Ehrenämter ein, derzeit u. a. als Vorsteherin der BVV sowie als Vorsitzende des Städtepartnerschaftsvereins Marzahn-Hellersdorf.

### **Prof. Harry Nick**

Jahrgang 1932, war Student, Assistent, Oberassistent und Dozent an der Hochschule für Ökonomie in Berlin-Karlshorst, bis 1989/90 Professor an der Akademie für Gesellschaftswissenschaften. Nicht erst seit der Wende setzt er sich als streitbarer Zeitgenosse mit aktuellen Problemen der Ökonomie auseinander. Die Ursachen für das Scheitern der DDR und des osteuropäischen Sozialismusprojektes als Ganzes zu erforschen, gehört zu seinen besonderen Anliegen.

Harry Nick ist Mitglied der Leibniz-Sozietät, einer Nachfolgeeinrichtung der Akademie der Wissenschaften der DDR.

### **Die Autoren**

#### **Sabine Schulz**

Mit neun Jahren kam sie Ende 1973 nach Berlin, lebte fortan in einem gerade errichteten Neubauviertel im Stadtbezirk Lichtenberg. Abends stand sie oft am Fenster und schaute auf den Block gegenüber. Jedes hell erleuchtete Viereck bot den Rahmen für eine Szene, in der Menschen spielten.

Sie wurde Journalistin. Vor gut drei Jahren zog sie aufs Land. Zuweilen kehrt sie wieder, um Stadtgeschichten zu hören und festzuhalten.

Seit drei Jahren begleitet sie als Autobiografikerin bei Rohnstock Biografien Menschen auf der Reise in ihre Vergangenheit. Beim ersten Marzahner Erzählfest moderierte sie als Salonniere die Glaubens-Runde.

#### **Dietmar Bender**

Jahrgang 1961, geboren und aufgewachsen in Berlin-Mitte, lebt heute vor den Toren der Stadt in Hönow. Als freiberuflicher Journalist schreibt er für Zeitungen, Zeitschriften und Buchprojekte, vor allem

Alltagsgeschichten, Porträts und Reportagen. Als Autobiografiker bei Rohnstock Biografien von Beginn an dabei, hat er schon etliche Lebensgeschichten zwischen zwei Buchdeckel gebracht. Er lauschte als Juror des Marzahn-Salons den Geschichten der Gäste.

### **Frank Nussbücker**

1967 in Jena geboren, verbrachte er seine Kindheit in einem thüringischen Dorf, die Jugend in einem Neubauviertel in Oranienburg bei Berlin. Er spielte Theater, studierte Germanistik, heute lebt er in Prenzlauer Berg.

Marzahn kannte der Autor und leidenschaftliche Autobiografiker bisher nur aus der Ferne. Bei den Erkundungen für das Erzählfest im KulturGut und als Gastgeber des Salons »Wie ein Traum wahr wurde« lernte er diesen Stadtbezirk schätzen.

### **Stefan Strehler**

Anderthalb Jahre nach dem Mauerfall kurvte der in Esslingen am Neckar geborene Journalist staunend durch Marzahn, um das Lebensgefühl in dem Plattenbaubezirk zu begreifen. Heute weiß er:

Es sind nicht die Häuser, sondern die Menschen, die dem Viertel ein Gesicht geben.

Seit zwei Jahren Autobiografiker bei Rohnstock Biografien, begleitete er das Marzahner Erzählfest als aufmerksamer Zuhörer und Juror im Traum-Salon.

### **Dr. Bert Thinius**

Der Biografieforscher und Kulturwissenschaftler kam vor drei Jahren zu Rohnstock Biografien. Er kümmert sich um die Aus- und Weiterbildung der Autobiografiker, ist Ansprechpartner für Erzählwettbewerbe, die zum Beispiel der Tagesspiegel seit drei Jahren in Kooperation mit uns ausrichtet. Gern widmet er sich auch jenen, die selbst auf die »Reise durch das Leben« gehen und sich in unserer Erzähl-Akademie Rüstzeug für autobiografisches Erzählen und Schreiben aneignen möchten.

Geduldig entdeckt er selbst in ungewöhnlichen Geschichten das Wesentliche, das den Augen verborgen bleibt. Das ermutigte auch Herrn Lange, am Marzahner Erzählfest teilzunehmen, wo er sogar in die Endrunde der Publikums-Wertung gelangte.

## **Von Morczane zum Berliner Bezirk Marzahn-Hellersdorf**

Ein kurzer Überblick über die Siedlungsgeschichte

**1300**

- Marzahn wird als Morczane erstmals urkundlich erwähnt

**1539**

- mit der Reformation in Brandenburg wird Marzahn Tochterkirche zunächst von Biesdorf, von ca. 1600 bis 1945 von Friedrichsfelde

**1657 und 1681**

- Kurfürst Friedrich Wilhelm erwirbt Marzahn, das dem kurfürstlichen Amt Köpenick unterstellt wird; Marzahn verbleibt bis 1872 im Besitz des Kurfürsten bzw. Königs

**1805**

- die erste Mühle unweit des Angers am östlichen Dorfende nimmt ihren Betrieb auf

**1874**

- erstmals findet in Marzahn, das zum neu gebildeten Amtsbezirk Hohenschönhausen gehört, eine Gemeindevertreterwahl statt (von 1872 bis 1920 ist der Ort Teil des Kreises Niederbarnim)

**1920**

- Marzahn wird nach Berlin eingemeindet und Teil des Bezirkes Lichtenberg

**1953**

- in Marzahn wird die LPG »Neue Ordnung« als erste Berlins gegründet

**1975**

- die Erschließungsarbeiten für den Bau der Großsiedlung beginnen

**1977**

- für das erste neu gebaute Wohnhaus in der Marchwizastraße 41–45 wird am 2. September Richtfest gefeiert, die ersten Mieter ziehen noch zum Jahresende ein
- das Dorf Marzahn wird unter Denkmalschutz gestellt

**1979**

- die Stadtverordnetenversammlung von Berlin bestätigt den Magistratsbeschluss zur Bildung des Stadtbezirkes Marzahn mit den Ortsteilen Biesdorf, Hellersdorf, Kaulsdorf, Mahlsdorf und Marzahn (vorher zu Lichtenberg bzw. Weißensee gehörig)
- in Marzahn leben 65 000 Einwohner
- im Dorf Marzahn wird die Ruine der letzten Windmühle abgerissen

### **1982**

- die elektrifizierte S-Bahnstrecke bis Ahrensfelde wird in Betrieb genommen
- der Berliner Magistrat beschließt die Rekonstruktion des märkischen Angerdorfes Marzahn

### **1985**

- über 180 000 Menschen wohnen in Marzahn

### **1986**

- der Bezirk wird aufgrund der wachsenden Bevölkerungszahl geteilt: Hellersdorf, zu dem auch die Ortsteile Mahlsdorf und Kaulsdorf gehören, ist nun (nach der Gründung von Hohenschönhausen im Jahr zuvor) der elfte Stadtbezirk der DDR-Hauptstadt

### **1989**

- die U-Bahnlinie vom Alexanderplatz nach Hönower Platz nimmt im Juli den Dauerbetrieb auf

### **1990**

- nach den ersten freien Wahlen zu den Stadtbezirksversammlungen werden Andreas Röhl (SPD) in Marzahn und Marlitt Köhnke (SPD) in Hellersdorf als Bezirksbürgermeister gewählt

### **1991**

- fünfzig Unternehmer gründen den Marzahner Wirtschaftskreis als ersten seiner Art in Ostberlin

- der Gebäudekomplex Alt-Marzahn 23 aus dem 19. Jahrhundert wird als Freizeithof neu eröffnet, fünf Jahre später erhält er den Namen KulturGut
- die Rekonstruktion des Dorfes Marzahn unter Beibehaltung der historisch gewachsenen Strukturen ist weitgehend abgeschlossen

### **1994**

- die nach historischem Vorbild gebaute Bockwindmühle auf dem Mühlenberg an der Landsberger Allee wird eingeweiht

### **2001**

- bei der Berliner Verwaltungsreform fusionieren Marzahn und Hellersdorf wieder; Uwe Klett (PDS) wird Bürgermeister von Marzahn-Hellersdorf
- im Großbezirk leben rund 250 000 Einwohner

## Glossar

**Artur-Becker-Medaille** vom Zentralrat der FDJ verliehene Auszeichnung »für hervorragende Leistungen im sozialistischen Jugendverband«

**AWG** Arbeiter-Wohnungsbau-Genossenschaft; »1953 in der DDR auf Betriebsbasis geschaffener freiwilliger Zusammenschluss von Arbeitern und anderen Werktätigen zum genossenschaftlichen Wohnungsbau« (Meyers Lexikon, Leipzig 1974), vom Staat großzügig gefördert, unter anderem mit Bauland und zinslosen Krediten

Um über die AWG des Betriebes eine Wohnung zu erhalten, mussten die Mitglieder je nach Wohnungsgröße Genossenschaftsanteile erwerben sowie eine bestimmte Zahl von Aufbaustunden leisten. Es war auch möglich, die Arbeitsstunden finanziell abzugelten.

**Banner der Arbeit** staatliche Auszeichnung der DDR, verliehen an Einzelpersonen oder Arbeitskollektive für »hervorragende und langjährige Leistungen bei der Stärkung und Festigung der DDR, insbesondere für hohe Arbeitsergebnisse in der Volkswirtschaft«

**BEDAMO** Berliner Damenmoden

**Berolina-Haus** Gebäude am Alexanderplatz, Sitz des Rates des Stadtbezirks Mitte

**Berlin-Initiative** eigentlich »FDJ-Initiative Berlin« 1976 rief das X. Parlament der Freien Deutschen Jugend Bau- und andere Gewerke aus allen DDR-Bezirken dazu

auf, Arbeiter; vor allem in Jugendbrigaden, in die Hauptstadt zu entsenden.

**Eulenspiegel** DDR-Satirezeitschrift, die dem Kapitalismus einen schonungslosen Spiegel vorhielt, jedoch auch DDR-Verhältnisse auf die Schippe nahm

**Exquisit** 1962 gegründete Ladenkette, in welcher zu vergleichsweise sehr hohen Preisen für DDR-Mark hochwertige Bekleidung angeboten wurde. Vom Preis-Leistungs-Niveau vergleichbar mit den **Delikat**-Läden für Nahrungsmittel, im Volksmund auch als »Fress-Ex« oder »Bissmark-Läden« (jeder Biss kostet eine Mark) bekannt.

**Goldene Hausnummer** DDR-Auszeichnung, verliehen an Hausgemeinschaften in Anerkennung guter Leistungen in der Bürgerinitiative »Schöner unsere Städte und Gemeinden – Mach mit!«

Der Kampf um die Goldene Hausnummer gehörte zur sog. VMI (Volkswirtschaftliche Massen-Initiative) – Mieter kümmerten sich um die Verschönerung des Wohnumfelds, gestalteten und pflegten beispielsweise Grünanlagen oder Blumenrabatten vor ihrem Haus, oder sie übernahmen kleinere Reparaturen (beispielsweise an Türen oder Fenstern) in Eigenregie.

**HGL** Hausgemeinschaftsleitung; Gremium von Mietern, die Aktivitäten der Hausbewohner organisierten, vom Grillfest bis zum kollektiven Besuch des Wahllokals

**Kaderabteilung** DDR-Begriff für Personalabteilung

**Konsum** neben der HO die zweite große Einzelhandelsorganisation der DDR; im Volksmund auch »Kauf ohne nachzudenken schnell unsern Mist«

**KWV** *Kommunale Wohnungsverwaltung; existierte in jedem Ostberliner Stadtbezirk; die Wohnungsvergabe erfolgte staatlich gelenkt über die Wohnungsämter der Stadtbezirke, die KWV war zuständig für die Verwaltung, Instandhaltung und Modernisierung*  
*Anders als bei der AWG mussten die Mieter bei der Vergabe einer Wohnung des kommunalen Bestandes keine Genossenschaftsanteile erwerben oder Aufbaustunden leisten, allerdings ließ sich manch dringendes Wohnungsproblem lösen, indem die künftigen Mieter unbewohnbare Altbau-Quartiere in Eigeninitiative sanierten.*

**Magistrat** *Stadtverwaltung bzw. oberstes Verwaltungsorgan der DDR-Hauptstadt – DDR-Version des Senats (das erste Gesamtberliner Regierungsorgan nach der Wiedervereinigung wurde auch Magi-Senat genannt)*

**Naumann, Konrad** *DDR-Politiker (1928-1992), seit 1963 Mitglied des ZK der SED, 1971 bis 1985 Erster Sekretär der SED-Bezirksleitung Berlin*

**Politbüro** *eigentlich Politbüro des ZK der SED, vom Zentralkomitee 1949 erstmalig gewähltes oberstes Führungsorgan der SED mit unmittelbarer Exekutivgewalt, hatte als Machtzentrum praktisch Regierungsbefugnis*

**Rat des Stadtbezirks** *DDR-Begriff für Bezirksamt*

**Stadtbezirksversammlung** *DDR-Begriff für Bezirksverordnetenversammlung (Volksvertretung in einem Stadtbezirk)*

**Stadtverordnetenversammlung** *DDR-Version des Abgeordnetenhauses (Volksvertretung in einer Stadt, Stadtparlament)*

**Straße der Besten** *Darstellungsweise, mit der die Betriebe in der DDR ihre Erfolge im sozialistischen Wettbewerb propagierten; an möglichst zentraler oder prominenter Stelle im Betrieb wurden auf Tafeln oder Wandzeitungen in der Straße der Besten hervorragende Kollektive bzw. deren hervorragendste Mitglieder vorgestellt*

**WBA** *Wohnbezirksausschuss; ehrenamtliches, von der Nationalen Front eingesetztes Gremium, stark von der SED kontrolliert; verantwortlich unter anderem für die Durchführung der Wahlen in den Wohngebieten*  
*Jedem WBA gehörten neben Bürgern des Wohngebietes der jeweilige WPO-Sekretär (Vorsitzender der SED-Gruppe im Wohngebiet), der ABV (Abschnittsbevollmächtigter der Volkspolizei; Kontaktbereichsbeamter) sowie ein staatlich Beauftragter an.*  
*Der WBA konnte in bescheidenem Rahmen Bürgern helfen, eine Wohnung zu finden.*

**WBK** *Wohnungsbaukombinat; bezirklich geleiteter volkseigener Baubetrieb, quasi Generalauftragnehmer für die Errichtung der Wohnungsbauten im Bezirk, meist in großen Wohnkomplexen*

**Wohnungsbauprogramm** *Kernstück der auf dem VIII. Parteitag der SED 1971 beschlossenen »Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik«*  
*Im Zuge des Wohnungsbauprogramms entstanden in vielen Städten der DDR große Neubaugebiete, um das Wohnungsproblem im Lande bis 1990 zu lösen. 1984 übergab Erich Honecker in Berlin die zweimillionste seit 1971 neu gebaute oder modernisierte Wohnung, bis 1990 entstanden insgesamt drei Millionen Neubauwohnungen.*

*»Wenn wir nicht  
wissen, woher wir  
kommen, wissen wir  
nicht, wohin wir  
gehen.«*

*Katrin Rohnstock*

Das ist das Team von Rohnstock Biografien vor dem Wasserturm in Prenzlauer Berg. Ganz hinten stehen Stefan Strehler, Dietmar Bender, Frank Nussbücker und Bert Thinius (v.l.n.r.), vorn (2.v.r.) Sabine Schulz, die die Geschichten des 1. Marzahner Erzählfestes zu Papier gebracht und für dieses Büchlein bearbeitet

haben.  
Geschichten zu  
hören und aufzu-  
schreiben ist unser  
täglich Brot.

Es gibt viele  
Menschen, die gern  
die Geschichten, die  
sie erlebten, aufge-  
schrieben haben möchten,  
um sich ihrer Familie und  
Freunden mitzuteilen. Um ih-  
ren Enkeln zu erzählen, *wie* sie gelebt und *was* sie  
erlebt haben. Um ihre Erfahrungen festzuhalten und  
weiterzugeben, um sich verständlich zu machen ...

Ein ganzes Leben aufzuschreiben, kostet sehr viel  
Zeit und Geduld. Und man muss nicht nur das  
Handwerk des Schreibens beherrschen, man muss  
auch sehr gut zuhören und sich in den Erzähler hi-  
neinversetzen können.

Die sie hier sehen, sind MEISTER dieses Fachs.  
Sie helfen auch Ihnen, Ihre Geschichte(n) für die  
Nachwelt festzuhalten – in einem schönen Buch, gut  
gestaltet und edel gebunden.

## **IHR LEBEN ALS BUCH**

Rohnstock Biografien

Prenzlauer Allee 217 • 10405 Berlin

Tel. 0 30 / 42 85 22 55 • Fax: 0 30 / 42 85 22 77

[www.rohnstock-biografien.de](http://www.rohnstock-biografien.de)



WIE ICH MEINEN GLAUBEN FAND  
Aus dem gleichnamigen Erzähl-Salon wurde dieses Hörbuch. Die Geschichten der Erzähler beeindruckten uns so, dass wir sie auch anderen zugänglich machen wollten. Um ein breites Spektrum der heute praktizierten Glaubensrichtungen vorzustellen, wurden einige Frauen und Männer später interviewt.

Die CD zeigt nicht nur, wie vielfältig die Wege zum Glauben sind, sondern auch, was moderne Menschen im Glauben suchen und finden.

WIE ICH MEINEN GLAUBEN FAND  
*ein Hörbuch von Rohnstock Biografien unter Mitwirkung von Rohnstock Österreich, 9,90 EUR. Spieldauer ca. 70 min.*

Ab 8. Dezember 2004 erhältlich bei:

**Rohnstock Biografien**, Telefon 0 30 - 42 85 22 55

info@rohnstock-biografien.de

**KulturGut Marzahn**, Telefon 0 30-56 29 42 86

Alt-Marzahn 23, 12685 Berlin